HEFT 5 MAI 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

Moskau

40 Jahre danach
Nichts
ist vergessen
Keiner
ist vergessen

Sterbehilfe

Medizin
gegen Unwerte

The new Führer

in konkret Mai 1985

von Konkret

an Konkret

The New Führer von Hermann L. Gremliza

Magazin

Bruder Hitler strahlt über strammen Nach-Denker Bahro von Detlef zum Winkel

Rudolf Bahro sorgt weiter für Aufregung. Der grüne Meisterdenker spinnt neuerdings mit arg braunem Garn

Das Sterben ist doch kein Leben mehr von Doris Bockelmann-Amendt

Den Alten in der Bundesrepublik muß man ihre Misere nicht erklären. Sie erleben sie tagtäglich am eigenen Leib. Fotos aus einer Pflegestation zeigen den Nachgeborenen, was sie zu erwarten haben.

Medizin gegen Unbrauchbare:Sterbehilfe als Aussonderung von Götz Aly

Sterbehilfe: Elektrischer Stuhl »Strom kommt sowieso ins Haus. Nutzt das aus« (HEW)

Quuuuaah, ja, komm! von Horst Tomayer

Wetten, daß es in ein paar Jahren private Pornokabel gibt, über die moderne Prostitution Befriedigung verschafft? Bis dahin muß vorlieb genommen werden mit dem Telefon. Horst Tomayer war auf Draht

Protokoll Bonn von Max Wenzel

Zum Weltwirtschaftsgipfel ist in Bonn wieder richtig was los. Der Bundeskanzler hat dauernd zu grüßen. Das Protokoll hat Arbeit damit. daß er seine Einsätze nicht verpaßt

Reagans Ordnung von Konrad Ege

Die alte Rechte bestimmt die Politik der US-Präsidenten wie es den Bedürfnissen des Kapitals entspricht

Wirtschaftsgipfel in Bonn-jetzt noch freier von Peter Winkel

Wer artig ist, darf frei sein

Wo getanzt wird und geweint von Hermann L. Gremliza

Eine Reise nach Moskau und Leningrad im April 1985

»Wir gehen nicht in dieses schwarze Loch« von Valentin Falin

KONKRET-Interview mit dem früheren Bonn-Botschafter der UdSSR. Valentin Falin

Unweit Florenz. Toskana. In Briefform. von Peter O. Chotjewitz

Das Bild von der Toskana in den eigenen Köpfen halten viele hierzulande schon für die Toskana. Peter O. Chotjewitz hat sich auf die Wirklichkeit eingelassen. Vor Ort

Ass You like it von Günter Amendt

Haben Sie das mitbekommen? Haben Sie diese phallische Frau um fünfzig gesehen, wie sie ihr Beinwerk ausfuhr und auf hochhackigen Pumps die Stufen einer Bühne hinab in den Schoß des Publikums glitt? Haben Sie gesehen, wie sie das Mikrophon führte, wie sie das dicke Ende behutsam um den grell bemalten, weit aufgerissenen

deep throat kreisen ließ? So bestieg, in der Nacht als der »Grammy Award« vergeben wurde, Tina Turner, den Kopf zurückgeworfen und den Hintern in einen schwarzen Lederrock gezwängt, ihr Publikum.

Unter dem Pflaster... von Frieda Geier

...fließt der Schmant. Ein Abstieg in die Frankfurter KanalisationSauber voneinander getrennt: Oben das Reich der Freiheit, unten - nur weg mit dem Dreck - das der Notwendigkeit

Der Inhaber dieses Ausweises ist Deutscher. von Petra Kunik

Unveränderliche Kennzeichen keine . Nichts Außergewöhnliches. Eine ganz normale Familie: Vater, Mutter und zwei Geschwister

Der Woodstock-Mythos von Günter Amendt

Kurz vor Beginn der Regenzeit ist noch immer nicht absehbar, welches Open-Air-Konzert in dieser Saison den Promotion-Zuschlag als »Konzert des Jahres« erhalten wird. In der vergangenen Saison wurden Bob Dylan und Carlos Santana unter diesem Prädikat auf Tour geschickt

Rock-Arena von Benedikt Loderer

Zum Broterwerb: Kunst am Backhaus von Jimmy Cooke, Eva Mashnitzke

Im Vogelsberg gehen drei Künstler von der AGENTUR STANDARD über die Dörfer und malen was verlangt wird. Neulich unterhielten sie sich über ihre Jobs. Jimmy Cooke und Eva Mashnitzke hörten dabei gut zu

»Hierher mußt du schauen! Ich brauche dein Gesicht!« von Walter Ruggle, Walt R. Vian, Gustav Fröhlich

Mündlich überlieferte Filmgeschichte: Gustav Fröhlich, 83, erinnert sich

BücherDas Protokoll als Erzähler von Hannes Krauss

Dieter Lattmann: Die Brüder. Roman. S. Fischer Verlag 1985, 470 Seiten, DM 38,-

Bücher:Zehn Jahre Grausamkeit von Heinz Hug

Eduardo Galeano: Tage und Nächte von Liebe und Krieg. Autobiographischer Bericht aus Uruguay, Peter Hammer Verlag 1984 200 Seiten DM 14,80

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/85, S. 4

von Konkret

1. Noch einmal Uwe Timm-Morenga, Morenga-Egon Günther. Timms Zuschrift, die in KONKRET 4/85 an dieser Stelle veröffentlicht wurde, hatten wir ein kommentierendes Redaktions-Schwänzchen angehängt. Uwe Timm fand diesen Kommentar deplaziert und verletzend. Das war nicht die Absicht. Wir machen einen Rückzieher.

2. Der geölte Reagan, den KONKRET diesmal auf dem Titel hat, ist nur Teil eines Kunstwerkes. Ein etwas größerer Ausschnitt ziert auf Seite 32 den Bericht über das Protokoll in Bonn. Das Gesamtkunstwerk unter dem Titel »Oelgemälde, Hommage à Marcel Broodthaers« stellte Hans Haacke erstmals 1982 auf der documenta 7 in Kassel aus. Die Installation sollte ein Zeichen setzen. Eine Woche vor der Eröffnung der documenta hatte Ronald Reagan die Bundesrepublik heimgesucht. Sein Auftritt wurde mit der größten Kundgebung in der Geschichte der BRD begleitet. Der ölige Reagan hinter roter Kordel wurde in Haackes Installation mit einem großformatigen Foto von dieser Anti-Reagan-Demonstration konfrontiert:

3. Was in KONKRET 4/85 unter dem Titel »Frischfleisch« über den schwunghaften Handel mit Leichenteilen zu lesen war, ist beileibe keine österreichische Spezialität. Die Nachrichtenagentur dpa meldete dieser Tage: »Aus dem Institut für Rechtsmedizin der Universitätsklinik in Hamburg-Eppendorf sind von Mitte der 70er Jahre bis September des vorigen Jahres Hirnanhangdrüsen und harte Hirnhaut von obduzierten Leichen an pharmazeutische Unternehmen abgegeben worden. Der Institutsleitung sei davon nicht bekannt gewesen, hätte der Abgabe, die Heilzwecken diene, aber im anderen Fall zugestimmt, meinte der ärztliche Direktor der Klinik, Professor Karl Heinz Hölzer, vor der Presse.« So läßt sich der Wert eines Menschen besonders nach seinem Tode noch gut steigern.

4. Eine umfangreiche Würdigung fand KONKRET im Ausland. Im französischen Wochenmagazin »Le Nouvel Observateur« wurde die Langemann-Geschichte aus dem Frühjahr 1982 ausführlichst dargestellt. Zweck der Übung für die französischen Journalisten: Frank Heigl, der maßgeblich zur Aufdeckung des Skandals beigetragen hatte, will sich endgültig in Frankreich niederlassen und hat dort um politisches Asyl nachgesucht.

5. Noch eine alte Geschichte: im Heft 2/82 von z o KONKRET schrieb Erich Fried unter dem Titel »Baumeister mit Tradition«, daß der Sicherheitstrakt 3 in Stammheim und die Gaskammer im Block 3 des Nazi-Zuchthauses Brandenburg den gleichen Erbauer hätten, und daß der Erbauer, Paul Werner, und der ihm seinerzeit Untergebene Dr. Albert Widmann sich des Mordes schuldig gemacht hätten. Die Staatsanwaltschaft in Stuttgart hat Mitte März beschlossen, das Ermittlungsverfahren gegen Werner nicht einzuleiten – er ist bereits 1970 gestorben – und gegen Dr. Albert Widmann einzustellen, da die im KONKRET-Artikel genannten Taten bereits 1967 Gegenstand eines Verfahrens waren. Die Stuttgarter Staatsanwaltschaft leistet nützliche Erinnerungsarbeit, wenn sie schreibt: »Durch Urteil vom 15. September 1967 wurde Dr. Albert Widmann wegen Beihilfe zum Mord in 24 Fällen, der weiteren Beihilfe zum Mord in 4000 Fällen zu der Gesamtfreiheitsstrafe von 6 Jahren und 6 Monaten verurteilt.«

6. Thomas Rothschild, Literaturwissenschaftler und Journalist, verteilte Lob. In der österreichischen Studentenzeitung »Express« schreibt er unter dem Titel »Die Bourgeoisie reist«: »Aber ich habe schließlich auch erst von Hermann Peter Piwitt erfahren, daß es Leute gibt, die Nelken häßlich finden. Und warum das so ist. Aus Piwitts Essay in 'Boccerini und andere Bürgerpflichten' habe ich eine Menge gelernt. Mehr jedenfalls als aus jedem antiken Tempel.« Die Lernfreude kann sich einem neuen Objekt zuwenden. Im Konkret Literatur Verlag sind die Texte Piwitts aus den letzten zehn Jahren unter dem Titel »Die Umseglung von Kap Hoorn durch das Vollschiff Susanne 1909 in 52 Tagen« erschienen. Ebenfalls herausgekommen ist Christiane Grefes Band »Allergien« . Auch sonst läuft es ganz passabel: Ebermann/Trampert »Die Zukunft der Grünen« ist im 11. Tausend und Tomayers »Deutsche Gespräche« stoßen auf die Resonanz, die sie verdienen. Die 3. Auflage des Bandes ist im Handel.

7. Bayern enttäuscht uns nicht: »Sexualität konkret« ist dort wieder unter den Ladentisch verbannt worden. Mehr dazu in den Kulturnotizen.

Konkret 05/85, S. 5

an Konkret

HEIKEL

KONKRET 4/85 »Schnapp-Schüsse auf Rußland« von Wolfgang Pohrt

Donnerwetter, Wolfgang Pohrt!

Weß Brot hast Du denn nun gegessen, daß Dir ein solches Lied aus der Feder fließt? ? ! ! Eine Lanze zu brechen für »Die Russen«, wenn auch beschränkt auf eine bestimmte historische Epoche – nicht schlecht!

(Ist ja auch'n bißchen weniger heikel, als nun die Birne hinhalten zu müssen für eine mutige, klare, deutliche Stellungnahme zu den sowjetischen Abrüstungsvorschlägen und Friedensbemühungen von damals bis heute.. . nicht wahr?) – aber immerhin, kann nicht meckern, im Gegenteil! Bin schon fast ein bißchen geneigt, Deine »Schnapp-Schüsse auf Rußland« wohlwollend anerkennend zu betrachten – nur: Dein Leserbrief an die »taz« (... weß Brot ich eß, KONKRET Nr. 3 Seite 4) kann's einem doch glatt vermiesen, Dich auch tatsächlich ernst zu nehmen.. . das kann ich erst wieder, wenn Du mir im »Musterbeispiel für Meinungsvielfalt + Meinungsfreiheit 'Bild-Zeitung'« den Beweis antrittst**,** daß man auch da eine klar antifaschistische, nicht revanchistische Geschichtsbetrachtung zu Wort kommen läßt!

GABI AMEND

GIESSEN

LAGE DER NATION

KONKRET 4/85 »Durchfall Apel« von Hermann L Gremliza

Hermann L. Gremliza, von dir ein optimistischer Bericht zur Lage der Nation? Also doch kein für SPD-Rechte/CDU/ FDP allzeit die Mehrheit sicherndes gesundes Volksempfinden der lohnabhängigen Bevölkerung? Ein Hoffnungsschimmer für die Linke, der nicht nur auf das Charisma des Oskar Lafontaine und zweistellige Ergebnisse für die Grünen gegründet ist? Aber doch nicht mit dem Schmidt-Verschnitt Johannes Rau, der als Kanzlerkandidat vorgesehen ist!

Positiv im letzten Heft die Auseinandersetzung der verschiedenen Kräfte links von Schmidt Apel. Überhaupt sei dieses Heft allen Spiegel/Stern Lesern zur Lektüre empfohlen! Weiter so!

STEFFEN KITTICH

MAINZ

Bekanntlich braucht, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen. Spott, wohlgemerkt. Auch Schadenfreude kann herrlich sein. Aber blanker Haß? so hemmungslose Menschenverachtung? Nicht ein Journalist ein Schreibtischtäter ist am Werk. Da fällt nicht Hans Apel durch, sondern Hermann L. Gremliza selbst, wenn er den Beweis liefert: »Feind, Todfeind, Parteifreund« – das gibt es offenbar wirklich.

Wir Hamburger Sozialdemokraten halten es anders. Wäre man sonst nicht auch besser in zwei getrennten Parteien – wie damals, als »die Schmidt und Apels noch Ebert und Noske hießen«? Was müßte Hermann L. Gremliza »so fröhlich daran« machen: »die Bestätigung des Verdachts, die Leute hätten vor Jahren die SPD nicht wegen, sondern trotz des Kandidaten H. Schmidt gewählt« – oder?

HENNING VOSCHERAU

STELLVERTRETENDER LANDESVORSITZENDER DER SPD HAMBURG

Wir haben Herrn Voscheraus Brief weder gekürzt noch sonstwie verändert. Vielleicht teilt uns sein Autor gelegentlich mit, was er gemeint haben könnte. –

Red.

Wie richtig oder falsch hier der liebe Gremliza liegt – ist zweitrangig. Zugegeben, meine SPD-Familie hat genau so viel Vor- u. Nachteile, wie andere, einschließlich der liebe Gremliza, denn wir sind eben auch nur Menschen. Nur: unsere

'schwarzen Schafe' scheren wir selber! Schließlich haben wir nicht nur einen Oskar, ei gicke mal da, es »oskar't« überall. Vielleicht etwas spät – besser spät als nie!

IRMGARD ALFKEN

BREMEN

HOHLHEITEN

KONKRET 4/85 Streitgespräch zwischen Lothar Sandfort und Franz Christoph (Grüne)

Ich muß schon sagen; was als Streitgespräch propagiert wird hat wohl mit Gespräch nichts mehr zu tun. Unter Gespräch versteht man im allgemeinen doch wohl, das man auf Argumente eingeht und Gegenargumente vorbringt. Franz Christoph ist dazu augenscheinlich nicht in der Lage. Seine Hohlheiten und Versuche, die Grünen ins braune Eckchen zu schieben, sollen anscheinend verdecken, daß er keinerlei Gegenargumente oder Alternativen aufweisen kann. Ansonsten möchte ich Franz Lerchenmüller zu seinem Artikel über Kinder gratulieren. Für mich war es der beste Beitrag in dieser Ausgabe.

GÜNTER GÖBEL

WITTLICH

MARX-BROTHER

KONKRET 4/85 Wolfgang Gehrcke: Antwort auf Trampert/Ebermann

Wer (die Salami?) Marxismus durch »lieber ein paar Gramm mehr« bestimmen kann, der schafft es natürlich auch, selbstverständlich in wissenschaftsgläubiger Art, in einer Fußnote einen »Schlußstein in dem gesamten Gedankengebäude« zu entdecken. Oder ist hier jemand gekränkt, der die vermeintliche Absicht des Buches darin erkannt hat, »den Nachweis zu erbringen, daß sich Kapitalismus und Sozialismus noch nicht einmal mehr formal unterscheiden« und das wohl auch noch in nicht angemessener (ein DKP-Lieblingswort) Weise?

Im Gegensatz zum »Pflasterstrand«, dem Organ der »alternativen« metropolitanen Weitsicht, hat Wolfgang Gehrcken dann aber doch noch ausfindig gemacht, worum es im Buch geht. Um allerdings zu vermeiden, daß eine falsche Behauptung, die nicht dadurch richtiger wird, daß ihr durch Anführungsstriche quasi authentischer Charakter verliehen werden soll, aufgestellt wird, nämlich »daß Technik schon Herrschaft sei«, hätte unser (mode-)schöpferischer Marx-Brother »lieber« aufmerksamer bei Ebermann/Trampert dem Rasiermesserschleifer Mertens zugehört: »Die technische Entwicklung ist ein Produkt des Erfindergeistes der Menschen« (S. 135).

ULF TRALAU

HAMBURG

RUNDSCHLAG

KONKRET 4/85: Grüne-Rote-Bunte

Da sind sie – die neuen Klassiker der gesellschaftlichen Veränderung: Ebermann und Trampert. Hauptwerk: »Die Zukunft der Grünen«, die Geburtsurkunde des »wissenschaftlichen Fundamentalismus« .

Haben sich aber seit Marx, Engels und Lenin so grundlegende Veränderungen der politischen Ökonomie des Kapitalismus vollzogen, daß sie ein neues Manifest erforderten? Ist »Das Kapital« out? Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln nicht mehr die Grundlage der neuen Gesellschaft? Nein, Rotation und Ökobank erschüttern das System in seinen Grundfesten.

Also irgendwie kommt mir das alles doch bekannt vor. Für Bernstein war die Bewegung »stückweise vollzogene Verwirklichung des Sozialismus« durch »demokratische Selbstverwaltung«. Und so wollte denn auch Willy Brandt schonmal »mehr Demokratie wagen«. Jetzt das gleiche in grün?

Und dann meldet sich auch noch die Antje zum Ellerbeker Rundschlag: Wurzel allen Übels sind die »Krisen des kapitalistischen Ost-West-Systems«. Danke, das genügt. Einmaleins nicht gelernt – setzen – fünf!

DETLEF SIEGFRIED

KIEL

Chic

KONKRET 4/85: »Ammenmärchen über Leihmütter« von Gerhard Amendt

Vor einiger Zeit las ich einen Science-Fiction Roman, der davon handelte, daß die Menschen nur noch per Fernsehen miteinander verkehrten. Sie ekelten sich einfach vor jeder körperlichen Nähe und Berührung mit anderen Menschen und der Nachwuchs wurde grundsätzlich in vitro gezeugt und auf Kinderfarmen aufgezogen. Dies geschah nach genetischen Gesichtspunkten natürlich. Es war eine richtig gespenstische Geschichte. Eine gespenstischere Vision als diese Zeugung völlig ohne Sex ist ja wohl kaum möglich.

Hinauslaufen wird es in praxi zumeist darauf: Für vermögliche Leute, die sich früher Ammen und heute Kinderfrauen leisten konnten bzw. können, wird es chic werden, und um den Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen, austragen und gebären zu lassen. Man kommt sozusagen frisch erholt von den Bahamas und nimmt das fertige Kind in Empfang. Geld spielt dann keine Rolle.

Wer will den Frauen, die es auf sich nehmen, für Geld ein fremdes Kind auszutragen, dies übelnehmen in einer Gesellschaft und einer Zeit, die so unendlich vielen Frauen jede Möglichkeit vorenthält zu arbeiten und sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; die in ihrem Beruf für wenig Geld so ausgebeutet werden, daß so viel Geld von ihnen dann als der Ausweg angesehen wird.

Diejenigen, die über die notwendigen Mittel verfügen, werden sich diese neue Form der Ausbeutung von Notlagen, hier der Notlagen der Frauen, nicht entgehen lassen.

HILDEGARD LISSE

RATSFRAU DER SPD

AACHEN

CHILE

KONKRET 4/85: »Die Graumänner der Bundesrepublik und ihre Spenden«

Karl-Friedrich Grau fand für seine politischen Vorstellungen auch Anregungen aus Übersee. Seine »Studiengesellschaft für staatspolitische Öffentlichkeitsarbeit e.V.« gab kurz nach dem Putsch in Chile (1973) u.a. auch ein Flugblatt heraus unter dem Titel »Was geht uns Chile an?«. Darin hieß es, die Armee sei der Aufgabe gefolgt, »für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen«. Damit wurde auf das Putschvorbild der chilenischen Generale hingedeutet und ein Muster für entsprechende Verfahrensweisen in der BRD vorgezeigt.

WERNER KLAMMER

WUPPERTAL

OHRFEIGE

KONKRET 4/85: Notizen: »Halt den Schnauzer«

Wer auch immer diese rundum schädliche Infamie gegen Biermann verbrochen hat: Er trifft eine sensibilisierte Leserschaft zuerst und er tut es wider besseres Wissen, denn ein Wolf Biermann mag hin und wieder überzeichnen – wie jeder echte Revolutionär, aber seine politische Kunst wird nicht nur seinem eigenen souveränen Anspruch als kritischer Sozialist und eigenschöpferischem Gestalter gerecht, sondern ist auch Ausgangs- und Ausrichtungspunkt so gut wie aller künstlerisch und politisch Engagierten unserer Zeit. Ich jedenfalls fühle mich von Eurer Ohrfeige (als Abonnent von KONKRET und Bewunderer Biermanns) doppelt schmerzlich getroffen.

Ich mag die Zeitung, meine Zeitung KONKRET, garnicht mehr aufblättern... Verflucht nochmal! In dieser Zeit größter Belastungsproben durch die Scheinerfolge der reaktionären Schein-Demokratie dieser Scheiß!

ALFRED EINFELDT

HAMBURG

TEUFELSKREIS

KONKRET 4/85: »Eltern-Kinder-Deutsche« von Franz Lerchenmüller

Die Kinderliebe der meisten Deutschen bewegt sich zwischen Kinder machen und sie zur Schnecke machen. So werden aus »süßen« Säuglingen saure Erwachsene. Die wiederum geben, aus Selbsthaß, ihren Kindern Saures – ein Teufelskreis.

Das sogenannte Glück der Kinder liegt darin, daß sie noch nicht ahnen, in welche Scheiße, auch »Ernst des Lebens« geheißen, sie bald gestoßen werden. Sind sie da erst einmal drin, gibt's kaum ein Entrinnen. Diese Misere schreit danach, sie abzuschaffen. Das ist ohne eine radikale Veränderung dieser Gesellschaft allerdings nicht möglich.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

WITZ

KONKRET 4/85: »Ein Dollar Sturzflug« von Winfried Wolf u.a.

Will Euch dann doch mal schreiben, weil ich KONKRET schon länger lese und mich in letzter Zeit an den Artikeln über den kommenden Zusammenbruch erfreue.

Zum Beispiel der Absturz des Dollars ist zu witzig. Es ist gut, sich auf die nahende Transformation vorzubereiten, zu wissen, daß Alles Fällt und man nichts zu verlieren hat, besitzt man doch keine Millionen oder schnelle Wagen, keine Ikea-Regale und Rauschebärte sondern nur den Witz der angeblichen Verlierer.

No Future wurde uns nachgesagt und sind es doch wir, die wissen was kommt.

Ich hoffe, daß KONKRET noch mehr gute Sachen bringt und Anarchie nicht mit Chaos gleichsetzt, Ihr Dummerchen (Seite 50, Einleitung).

AGI

PUNK AUS NEUMÜNSTER

RÜCKSICHTSLOS

KONKRET 4/85 »Norbert Blüm baut den Sozialstaat um« von Wolfgang Schneider

Alles schon einmal dagewesen. Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise im Jahre 1932, gab es in Deutschland rund 7 Millionen Arbeitslose, deren Unterstützungssätze immer mehr abgebaut wurden und die, je länger sie ohne Arbeit waren, auf desto geringere Unterstützungsstufen abgedrängt wurden. Ich war damals elf Jahre alt. Erst kam die Arbeitslosenversicherung, dann die »Krisenunterstützung« und schließlich die »Wohlfahrtshilfe« bzw. das Herausfallen aus jeder öffentlichen Hilfeleistung.

Die Entwicklung in der Bundesrepublik hat zu einer Wiederherstellung alter Besitz- und Machtverhältnisse geführt. Die Großunternehmen sind erstarkt, die Konzentration des Kapitals schreitet ständig fort. Rücksichtslos nutzen die Unternehmer mit Hilfe der bestochenen Parteien ihre wirtschaftliche Macht dazu aus, soziale Leistungen abzubauen und die Rechte der Arbeitnehmer einzuschränken. Und der »Gewerkschafter« Blüm ist ein williger Helfer dabei. Bonn mag noch nicht Weimar sein. Es gilt wachsam zu sein.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

MKUTANO. . .

KONKRET 3/85 »Express« (Aufforderung Spalte 4)

Die schwülstigen Phrasiologien eines T.S. in Kisuaheli zu übersetzen ist natürlich so etwas wie die Quadratur des Kreises – wie die Aufforderung dazu schon anklingen läßt. Schließlich spiegelt Sprache immer auch den gesellschaftlichen Kontext wider. Und hier wird eben geredet, was sache ist, Punkt.

Aber okay, da sich wahrscheinlich sonst keiner findet und es unbedingt sein muß:

Mkutano wa Kongo Afrika imegawiwa na nchi za Ulaya kama matunda tayari sana... Inapita katikati ya tabu hii kusukuma matatiso yote ya Afrika katika viatu vya wakubwa wa wakati wa ukoloni hata leo. Siku hizi ina bidii wakubwa wapya wa kontinenti pia wafumbatwe kwa pua zao wenyewe.

Diese Übersetzung, die einigermaßen wörtlich ist und nicht sinngemäß – sozusagen Lübke-Kisuaheli – würde hier natürlich kein Mensch verstehen. Aber sei's drum – irgendjemanden wird es schon geben, der sie würdigen wird.

Im übrigen finde ich, daß Gremliza in der »taz« auch mal mehr lesen sollte, als nur die Sportseite und die Leserbriefe.

ERNST-W BELTER

TANGA / TANZANIA

Konkret 05/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

The New Führer

Dietrich Bonhoeffer habe Gottvertrauen besessen und noch unterm Galgen trotz seiner verzweifelten Lage auf die Zukunft gesetzt. »Was im Konzentrationslager Flossenbürg möglich war, müßte heute auf einem Bankentag oder anderswo auch möglich sein.« Und der Präsident der Vereinigten Staaten dürfe nicht auf eine Kranzniederlegung am Soldatenfriedhof in Bitburg verzichten, wo 2.202 Tote der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS begraben sind.

An diesen beiden Marksteinen hat Bundeskanzler H. Kohl zum 8. Mai sein Geschichtsbewußtsein abgeschlagen. Die Versuchung, in den ätzenden Seich unseres Generalisten (deutsch: Allgemeinplatz-Anweisers) einen Intelligenz-Streifen zu halten, ist immer wieder verlockend: Antifaschismus als Vorform des heroischen Verzichts auf die Reize der Dollar-Spekulation? Und darum Ehre den Kämpfern, die mit ihrem Einsatz in den Ardennen verhindern konnten, daß die Alliierten Flossenbürg befreiten, bevor Bonhoeffer den Devisenhändlern ein Beispiel geben durfte?

Leider ist H. Kohl nicht nur auf eine widerliche Weise komisch, sondern vor allem auf eine komische Weise unwiderstehlich. Er bringt das Unvereinbare, daß des Deutschen Reiches Soldaten – trotz ihres Oberbefehlshabers Hitler – auf dem Feld der Ehre starben und den Opfern – oder doch einigen, sorgfältig ausgewählten – , die von diesen Soldaten oder im Schutz ihrer Front erschossen, erhängt, vergast wurden, ehrendes Gedenken gebührt, tatsächlich als einen einzigen fetten Strahl an den deutschen Mann und seine Frau. Der Vorgang, der aus Tätern Opfer und aus Opfern zufällig verhinderte Täter macht, die leider heute bei der geistig-moralischen Wende nicht mehr mittun können, heißt »Versöhnung«. Jüdische Verbände und Veteranen in den USA, die gegen den Auftritt von Reagan in Bitburg protestierten, wüßten ja gar nicht, wie weit »wir Deutschen mit der Versöhnung schon sind«, sagte ein Bonner zur »Welt«. Wenn der Präsident jetzt die Kranzniederlegung absage, sei das »ein schwerer Rückschlag für die deutsch-amerikanischen Beziehungen« und werde »langfristig Animositäten wecken«. Regierungssprecher P. Boenisch räumte letzte Zweifel aus: Es gehe nicht darum, »wer im Einzelnen auf dem Bitburger Friedhof liege«. Niemand in der Bundesrepublik habe irgendwelche »Berührungsängste wegen der Verbrechen der Vergangenheit«. Aber es müsse »auch möglich sein, bei einem solchen Besuch eine Geste der Versöhnung und der Freundschaft zu machen«. Notfalls könne Reagan zum Ausgleich ja noch eine Synagoge besuchen.

Der Kniefall von Willy Brandt vor dem Mahnmal für das Warschauer Getto ist eine Vergangenheit, die vom Hausblatt der neuen Regierung, der »Frankfurter Allgemeinen«, restlos bewältigt wird: »Die amerikanischen Juden sollten sehen, wer ihnen da zu Hilfe eilt. Ihre Proteste sind verständlich, aber nicht wohlüberlegt. Gewisse jüdische Kreise müßten von einsichtigen Leuten gewarnt werden, sich von schrecklichen Erinnerungen dazu bewegen zu lassen, gewisse Gedanken überzustrapazieren. Das Schicksal Israels hängt von der Verteidigungsfähigkeit des Westens ab, und diese wiederum von der moralischen Einheit seiner Nationen. Wenn die Bundesrepublik aus dieser Gemeinsamkeit hinausgedrängt würde, wäre in dem Gewölbe strategischer Maßnahmen, das gegebenenfalls auch Israel schützt, der Schlußstein entfernt.« Was aus den Juden wird, bestimmen immer noch wir.

Was aus diesen Sätzen, die den Schwung jenes Goebbels-Wortes schon streifen, zu uns spricht, ist die endlich wiedergewonnene Frechheit einer Bourgeoisie, die zum vierzigsten Jahrestag ihres Überlebens entdeckt, daß sie einen neuen Führer gefunden hat. Ronald Reagans Bitte um ein Bit war das Codewort, an dem sie ihn erkannten. Zwar hatte man ihnen gesagt, der nächste werde ohne Pechsträhne und Rotzstopper daherkommen, und vieles sprach ja für den Ami: sein Rassismus (»Kein Gesetz zwingt die Neger, in Harlem oder Watts zu wohnen« – »Ich bin gegen die Bürgerrechts-Gesetze«); sein Haß auf die Roten; seine Rüstungswut; die Weltherrschafts-Phantasien; der Zynismus im Umgang mit Verträgen; seine Borniertheit; die hemmungslose Bereitschaft zu lügen; der nationale Größenwahn. Und die Parallelen, die bis ins lächerliche Detail reichen: Der gescheiterte Filmschauspieler, der keine Rolle mehr bekommt, nachdem er in »Bedtime for Bonzo« als Partner eines Schimpansen gegen diesen mimisch zu weit abgefallen war, und dafür eine kommunistische Verschwörung in Hollywood verantwortlich macht – ganz wie der Wiener Kunstmaler, der sein Genie durch jüdische Professoren verkannt sah; die frühen antikapitalistischen Aufwallungen beider und ihre spätere Finanzierung durch Thyssen oder General Electric; ihre Kampfschriften und -reden, die keiner ernst nimmt, um später nichts davon gewußt zu haben.

In Reagans Reden kann man eine alte Welt neu entdecken: Marx war ein »Idiot«, der Kirchen abreißen lassen wollte; Kommunismus ist erstens »lächerlich« und zweitens »der Hort des Bösen in der Welt«; Befreiungsbewegungen (wie die SWAPO) sind »marxistische Terrorbanden«; Rüstungsgegner sind »Opfer sowjetischer Gehirnwäsche«; Pol Pot ist ein »Freiheitskämpfer«; die nicaraguanische Contra streitet »für die Menschenrechte«; Kritiker der CIA sind »Hysteriker«; Lenin hat ein neues Werk verfaßt: »Die zehn Gebote des Kommunismus«; die Sowjetunion ist den USA »militärisch überlegen«; die USA müssen »die Nr. 1 auf der Welt *bleiben«;* »wir sollten die Sowjetunion unter Quarantäne stellen, bis

sie sich zivilisiert benimmt«; Unglaube, Abtreibung und Homosexualität gefährden die Nation; und wenn behauptet wird, Millionen US-Bürger gingen abends hungrig ins Bett: »Das stimmt – die machen eine Diät.«

Zwar spricht das alles für einen Mann, dessen Führung sich eine Klasse anvertrauen sollte, die nach zwei Versuchen, sich die Welt untertan zu machen, den dritten in diesem Jahrhundert lieber im Gefolge eines unschlagbaren Partners wagen will. Aber ein Rest von Mißtrauen blieb: Ob in diesem Ami nicht doch ein verborgenes Ressentiment gegen deutsche Wirtschaftsführer, ihr militärisches und politisches Personal stecke? Ob an ihm, gegen allen Anschein, eine leise Erinnerung an die Schwüre der einstigen Anti-Hitler-Koalition hängengeblieben sei, die Verantwortung für den Weltfrieden gemeinsam zu tragen? Und so erwarteten sie gespannt und ein wenig ängstlich den 8. Mai, den »sperrigen Gedenktag« (an dieser Fiebermarke hielt die »Zeit«, Zentralorgan der atlantischen Germanisten).

Sie wurden erlöst. Nicht daß sie noch befürchtet hätten, Reagan werde an diesem Tag auch der von den Nazis getöteten Sowjetmenschen gedenken. Als er sich aber aus dem von H. Kohl vorgeschlagenen Programm den Auftritt in Bitburg heraussuchte und dafür auf den Besuch in Dachau verzichten wollte, weil das bei den Deutschen Schuldgefühle wecken könne (Fragen der Sicherheit wurden erst aufgeworfen, als jüdische Organisationen protestierten), da erkannten sie ihn als einen, der ihre Schmach tilgen und – wenn sie auch nur noch gebrochenes Wigalaweia sprechen, fühlen tun sie es so: – sie entsühnen wird. Sie gäben ihm gern vier Jahre Zeit (er hat nur noch drei).

Ihr neuer Führer hat sie eingeladen, am größten Rüstungsgeschäft der Geschichte teilzuhaben. Und vielleicht gelingt és ihnen ja im dritten Anlauf, rechtzeitig an die »Wunderwaffe« zu kommen (und nicht bloß an die nächste Generation von Teflon-Pfannen). Denn was auf dem Soldatenfriedhof Bitburg möglich ist, das müßte morgen auch in unserem Schlesien möglich sein. Der Hang des neuen Führers zu Blitzkriegen ist nicht erst seit Grenada bekannt. Einst sagte er: »Wir sollten Nord-Vietnam den Krieg erklären. Wir könnten das ganze Land asphaltieren, Parkbuchten einzeichnen – und zu Weihnachten wieder zuhause sein«.

Konkret 05/85, S. 10

Magazin

Türken in der BRD: Diskriminierung erlaubt

Wenn ein Gastwirt an seinem Lokal ein Schild anbringt, das Türken den Zutritt verbietet, macht er sich damit nicht strafbar. Mit dieser Entscheidung hat der 5. Strafsenat des Oberlandesgerichts Frankfurt ein Urteil des Landgerichts Darmstadt aufgehoben, das einen Gastwirt aus dem Odenwald wegen des »Türkenverbots« sowie wegen einer anderen, beleidigenden Äußerung über Türken zu einer Geldstrafe in Höhe von 4.500 Mark verurteilt hatte.

Bestehen bleibt nach dem Urteil des Oberlandesgerichts nur noch eine Geldstrafe in Höhe von 1.800 Mark wegen Volksverhetzung. Diesen Tatbestand hatte der Gastwirt mit der Äußerung erfüllt, daß »nur ein toter Türke ein guter Türke« sei.

Zu dem diskriminierenden Türschild heißt es in dem Urteil, daß es den Tatbestand der Volksverhetzung nicht erfülle. Durch »das Lokalverbot« seien die Türken nicht »zu unterwertigen Mitgliedern der Gemeinschaft« erklärt worden. Auch werde ihnen »ihr Lebensrecht innerhalb der Gemeinschaft« nicht bestritten. Türken würden dadurch auch nicht »in ihrer Menschenwürde angegriffen«. Das Schild stelle vielmehr »eine bloße Diskriminierung der in der Bundesrepublik lebenden Türken dar«.

Wieder erlaubt: Schußversuche an Tieren

Das amerikanische Verteidigungsministerium hat zum Jahresanfang die Beschießung von lebenden Tieren für die Erforschung der Wirksamkeit neuer Geschosse wieder zugelassen. Nur Hunden und Katzen dürfen weiterhin keine Schußverletzungen zu Übungszwecken beigebracht werden. Im Juli 1983 hatte Verteidigungsminister Weinberger das gezielte Beibringen von Schußverletzungen an Tieren zu Übungs- und Forschungszwecken untersagt, nachdem es in der Öffentlichkeit zu Protesten gekommen war. Nach der jetzigen Neuzulassung planen die US-Streitkräfte sogar den Bau einer eigenen Tierschußanlage.

Radikalauer

Von Winfried Thomsen

In der Demokratie kann jeder offen seine Meinung sagen. Deshalb Vermummungsverbot auch für Stimmzettel.

Ergebnis des Flick-Ausschusses: Auf der Weste nichts Neues.

Haben die Nazis etwa ganze Völker gemordet? Viel schlimmer: tödlich beleidigt.

Warum spart Bayern eine stattliche Rente? Weil Hitlers Frau zu blöd war, um Witwe zu werden

Was unterscheidet FDP-Generalsekretäre von Arbeitslosen? Sie arbeiten unter Tarif und verdienen eins drüber.

Warum ist der Atomtod der Abtreibung vorzuziehen? Weil er nicht auf Krankenschein erfolgt.

Unsere Regierung kann jeden Bürger 20 Mal geistig und moralisch vernichten. Das nennt man Overkohl.

Was macht Reagan bei Kohl? Dessen System zur Abwehr feindlicher Geistesblitze erforschen.

DDR: Motorisierung wächst

Die Motorisierung in der DDR wird in den nächsten Jahren rasch vorangetrieben. Planer gehen davon aus, daß der PKW-Bestand bis 1990 um etwa ein Viertel zunehmen wird. Jedem zweiten Haushalt stünde dann ein eigenes Auto zur Verfügung.

Gegenwärtig kommen etwa 40 PKW auf 100 Haushalte. 1983 waren in der DDR über drei Millionen PKW zugelassen.

Die DDR hat in den Automobilwerken Eisenach (Wartburg) und Zwickau (Trabant) mit großangelegten Rationalisierungsmaßnahmen begonnen. In Eisenach rollten 1984 etwa 10.000 PKW mehr vom Band, insgesamt 72.000 Stück. 1985 soll die Produktion um mindestens 12.000 Wagen erhöht werden. Auch in Zwickau wird die Produktion gesteigert. insgesamt wurden 1984 in der DDR erstmals rund 200.000 PKW produziert.

Rassistennachwuchs

Die Antirassismus-Kampagne in Frankreich unter dem Motto »Touche pas à mon pote« (siehe KONKRET 4/85) hat rechte Reaktion herausgefordert. Die Jugendorganisation der rechtsradikalen Front National hat einen Aufkleber herausgebracht, der jeden davor warnt, »mein Volk« anzurühren. (»Touche pas à mon peuple«). Die rechte Propagandagewalt zeigt Folgen: Yves Montand, der im Fernsehen mit dem Anstecker »Touche pas à mon pote« aufgetreten war, mußte im Namen der Neutralität der Rundfunkanstalt – die sich auf diese Neutralität erst nach etlichen Anrufen erzürnter Fernsehzuschauer berief – den Anstecker wieder abnehmen. Montand gehorchte.

Dreigeteilt

Das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937 in den Farben Schwarz-Weiß-Rot, »DEUTSCHLAND MEIN VATERLAND« in Schwarz-Rot-Gold, 11 Zentimeter Durchmesser, erstanden für sieben Deutsche Mark in einem Geschäft in Regensburg. 1935 schrieb der damalige Regensburger Bischof Buchberger in einem Hirtenbrief**:** »Wir deutschen Katholiken haben uns in den Kämpfen und Leiden des Weltkriegs an Opfersinn, Heimatliebe und Vaterlandstreue von niemandem übertreffen lassen.

Keine Scheu vor Kommunisten

Die Friedensbewegung in der BRD zeigt eine relativ breite Bündnisbereitschaft. Dabei bevorzugen ihre Gruppen die Kirchen (55 Prozent) und Gewerkschaften (53 Prozent) als Partner. Kooperation mit Parteien ist weniger gefragt. Als angestrebte Verbündete kommen Grüne und SPD auf jeweils 40, die DKP auf 27 Prozent. Eine Zusammenarbeit mit der DKP lehnen zwölf Prozent der Gruppen ab, mit K-Gruppen sechs Prozent, Gewerkschaften vier Prozent, Anarchisten zwei Prozent. Das ergab eine 1984 bundesweit durchgeführte Fragebogenaktion einer Arbeitsgruppe des Instituts für Soziologie der Universität Hamburg**.**

Schlag gegen rechte Bekenner

Das nordrhein-westfälische Verkehrsministerium hat zu einem gewaltigen Schlag gegen die Rechtsradikalen in diesem Bundesland ausgeholt: Bei der Ausgabe neuer Autokennzeichen darf es in Zukunft keine Buchstaben mehr geben, die an nationalsozialistische Einrichtungen und Organisationen erinnern. Danach sind alle Straßenverkehrsämter angewiesen, die Doppelbuchstaben KZ, SS, SA oder HJ bei der mittleren Buchstabenkennung zu vermeiden. AHa!

Schnüffler in den Betrieben

Der Düsseldorfer »Berater in Sicherheitsfragen« Hermann Schaper und seine »Kontrollinstitut« betitelte Detektivfirma haben ein besonderes Betätigungsfeld entdeckt sie spionieren unerkannt, als Mitarbeiter getarnt in Betrieben. Auf elf Schreibmaschinenseiten dienen sich *die Spitzel* für die Erforschung der Vergangenheit von Bewerbern wie für die Überprüfung von Außendienstmitarbeitern an – per Rundbrief an Unternehmer. Zu seinen Kunden zählt Schaper – ohne Namen zu nennen – Industriebetriebe, Kaufhäuser und Verlagsgesellschaften. Probleme mit der Gewerkschaft habe es noch nie gegeben, und Juristen des DGB geben zu rechtlich nichts zu machen.

BMW exportiert nach Bayern

Bei BMW Südafrika läßt's sich jetzt noch preiswerter produzieren. Gegenüber einer Kapstadter Zeitung erklärte BMW-Chef Eberhard von Kuenheim, künftig würden Teile im Wert von 50 Millionen Rand jährlich in die Bundesrepublik exportiert. Das neue Werk im Homeland Bophuthatswona sichert eine noch günstigere Fertigung. Die inzwischen ziemlich

starke schwarze Gewerkschaft kann dort ihre Mitglieder nicht vertreten: Das Zweigwerk im Homeland befindet sich nur wenige Fahrminuten von der BMW-Produktionsstätte Roslyn entfernt.

Drohung mit dem Vierten Reich

Die im rechtsradikalen Türmer-Verlag erscheinenden »Deutschen Monatshefte«, die sich schon gerne einmal rechtskonservativ geben, um die eigentlich braune Gesinnung zu verkleistern, halten das nicht immer durch. In einer Kolumne unter dem Titel »Die Rechten und die Nation« wurde offenherzig vom »Vierten Reich« geschwärmt. Der nach Ansicht des Autors entstandene geschichtliche Kontinuitätsbruch »kann nicht dadurch überbrückt werden, daß man mittels einiger Querulanten wie den Geschwistern Scholl, Verbrechern wie den Edelweißpiraten und Hochverrätern wie Stauffenberg eine Traditionslinie des 'anständigen Deutschlands' zu konstruieren versucht (. . .) Im zukünftigen Deutschland ist für Antifaschisten kein Platz. Der Weg zur Selbstfindung der Deutschen geht über die Trümmer der KZ-Gedenkstätten.«

Totschlag für 50 Mark

Zu einer Geldstrafe von umgerechnet 50 Mark hat ein Johannesburger Gericht einen weißen Polizisten verurteilt, der einen schwarzen Jugendlichen totgeschlagen hatte. Der Polizist hatte im Sommer des vergangenen Jahres den 23jährigen Benito Holmes und dessen britische Freundin, – eine Weiße – Arm in Arm in einem Cafe getroffen. Zunächst hatte er das Mädchen beschimpft, dann den Schwarzen zu Boden geschlagen. Der starb wenige Stunden später.

»Flammentod aus Liebeskummer«

Hand in Hand spielten die Braunschweiger Kripo und das örtliche Monopolblatt »Braunschweiger Zeitung« (BZ), als es darum ging, einen Skandal zu vertuschen: Am 9. März hatte sich der 27jährige Selkuk Sevinc in der Nähe des Braunschweiger Hauptbahnhofs mit Benzin überschüttet und angesteckt. Obwohl die Kripo ein Testament vorgefunden hatte, dichtete sie in ihrer Presseerklärung »Flammentod aus Liebeskummer.« Brav druckte die BZ nach: »Das Motiv war Liebeskummer.« Verschwiegen wurde, daß Sevinc kurdischer Asylbewerber war, den die Braunschweiger Ausländerstelle seit sechs Jahren abschieben wollte, unterschlagen wurde auch die eindeutige Erklärung im Testament: »Für meinen Tod ist die deutsche Bourgeoisie und deren Ausländer- insbesondere Asylantenpolitik verantwortlich. Andere Verantwortliche sollen nicht gesucht werden.« Doch die Kritik paßte weder Kripo noch BZ. Als Freunde des Kurden intervenierten, wollte ein redlicher BZ-Redakteur das tatsächliche Motiv des Asylanten darstellen . Der Redakteur schrieb einen Text, doch in der Zeitung selbst wurde der Text nie veröffentlicht.

»Stern« unterm Ladentisch?

Das norwegische Parlament wird demnächst über eine Vorlage beraten, nach der neben dem »Playboy« auch der »Stern« künftig nicht mehr öffentlich ausgelegt werden darf. Nach den Empfehlungen einer parlamentarischen Komission sollen Druckerzeugnisse mit Bildern nackter Frauen auf den Titelseiten unter den Ladentisch verschwinden.

New York: Schlimmer als Krieg

Mord und Totschlag stehen mit weitem Abstand an der Spitze der Todesursachen bei Jugendlichen in New York. Nach einer UNO-Statistik über die Jugend in der Stadt, fielen von den 948 männlichen Toten im Alter von 15 bis 24 Jahren, die 1983 registriert wurden, 41û Gewaltverbrechen zum Opfer. Von den 349 weiblichen Toten dieser Altersstufe waren 76 umgebracht worden. Besonders hoch ist die Zahl der Mordopfer unter den schwarzen Jugendlichen. Ein im Gesundheitsdienst arbeitender Arzt erklärte, ein in New York lebender Schwarzer im Alter von 15 bis 24 Jahren habe heute eine erhebliche größere Chance umgebracht zu werden, als ein US-amerikanischer Infanterist im Zweiten Weltkrieg. Die Arbeitslosenquote der Jugendlichen im Alter von 16 bis 19 lag 1984 bei 30 Prozent.

Der Preis der Umgangssprache

Die Zürcher »WochenZeitung« meldete: »Wenn in England ein schwarzer Arbeitnehmer von seinem Vorgesetzten beschimpft wird und diesen daraufhin tätlich angreift, ist das ein Entlassungsgrund. Kürzlich nannte ein Vorarbeiter bei Austin Rover einen Arbeiter einen 'dreckigen schwarzen Bastard', was dieser mit einer nur zu verständlichen Ohrfeige oder ähnlichem quittierte, woraufhin er gefeuert wurde. Das britische Arbeitsgericht rechtfertige die Entlassung: Zwar habe das Schimpfwort möglicherweise einen 'rassistischen Beigeschmack' gehabt, sei jedoch nicht – was die Rechtslage verändert hätte – in 'rassendiskriminierender Absicht' ausgesprochen worden, sondern als Ausspruch der 'Umgangssprache'. Irgendwie wahr: 'Dirty nigger', das sagt sich leicht, ist doch geradezu eine Floskel, wohingegen dreckiger Weißer, wo hört man das schon? Weiß ist nun mal sauber und schwarz schmuddlig. Pech für das Automobilwerk: Der daraufhin ausgerufene zweiwöchige Streik kostet 350 Millionen Umsatzverlust. Die Umgangssprache hat ihren Preis.«

Ein Pfarrer in Pittsburgh

Der lutherische Pfarrer Douglas Roth, der durch einen Ausschuß der Lutherischen Kirche in Amerika seines Pfarramtes enthoben worden ist, will seinen Fall bis vor den Gerichtshof der USA bringen. Der Pfarrer hatte sich im vergangenen Jahr für die arbeitslosen Stahlarbeiter seiner Gemeinde, einem Vorort von Pittsburgh in Pennsylvania eingesetzt. Nachdem Roth auf die Verbindungen zwischen der lutherischen Synode und die für die Misere der Arbeiter verantwortlichen Konzerne und Banken hingewiesen hatte, wurde er im Oktober des vergangenen Jahres von seiner Kirchengemeinde entlassen. Da Roth jedoch entgegen einer gerichtlichen Anordnung nicht aufhörte zu predigen, wurde er zu 1 12 Tagen Haft verurteilt, die er mittlerweile abgesessen hat.

Hinckley wird nicht glücklich

Es klappt einfach nicht zwischen John Hinckley und dem Präsidenten der USA. Erst traf Hinckley nicht richtig und nun soll er gar für sein Buch über das mißlungene Attentat, »Der Tag an dem ich den Präsidenten erschoß: Die John-Hinckley-Story«, keine Tantiemen erhalten. Wie Anwalt Paul D. Kamenar, der im Namen des bei dem Attentat verletzten Sicherheitsagenten Timothy J. McCarthy auftritt, erklärte, wird er alles dran setzen, daß Hinckley keinen Penny aus dieser Veröffentlichung bezieht. Das US-Bundesgesetz, wonach verurteilte Kriminelle keine Profite aus dem Verkauf ihrer Geschichten schlagen dürfen, kann bei Hinckley allerdings nicht angewendet werden, da er, wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit, nie verurteilt wurde**.**

Besen für den Krieg

Einen »Großauftrag für FAUN-Kehrmaschinen in den Irak« vermeldete die Pressestelle des Unternehmens 1982. Von 500 Straßenkehrmaschinen im Wert von rund 85 Millionen DM für den irakischen Staat war die Rede. Auf Anforderung gab's auch Pressefotos – mit eindeutigen Kehrmaschinen. Nur war zu dieser Zeit bereits Krieg zwischen Irak und Iran und Faun baut neben Kehrgeräten auch schwergewichtige Zugmaschinen. Geeignet zum Panzertransport. So wollte es der Zufall daß in den Häfen von Bremen über die Jahre hin zwar jede Menge sandfarbener Schwerlaster, aber kein einziges Kehrfahrzeug gesichtet wurden. Dies gab selbst der »Wehrtechnik« offenbar Anlaß zum Grübeln. In einer Meldung über das Faun-Geschäft im Jahre 1982 verwies sie auf den beträchtlichen Anstieg im Bereich des Kriegerischen. Er stieg von 1,4 Mio 1981 auf 9,2 Mio DM im folgenden Jahr. Erwähnt wurde auch der Großauftrag für » Kommunalfahrzeuge«, mit der Anmerkung: »Um welche Kommunalfahrzeuge es sich dabei handelte, ist Wehrtechnik im einzelnen nicht bekannt«. 1983 stieg der Rüstungshandel nochmals – auf nun über 30 Millionen Mark. Wieder orakelt die »Wehrtechnik«: Die Faun-Gruppe sei »bekanntlich besonders stark in der Herstellung und Vertrieb von Kommunalfahrzeugen«.

Börsenhoroskop gefällig?

Es ist immer das gleiche Elend m it Idiotien: kaum hat man den Finger in eine Wunde gelegt (diesmal auf die Rationalität wirtschaftlicher Entscheidungen im Kapitalismus), bietet sie sich erweitert, vereitert dar zum Psychogramm bei herrschenden und beherrschten Klassen in diesem unseligen Lande. Ich bringe 13 leere Flaschen in den Supermarkt. Die Kassiererin tippt 12 ein und dann eine 1. »13 tippe ich nicht.« Aber auch kapitalkräftigere Kreise lassen sich von ähnlichen Rationalismen leiten:

Unternehmensberatung

Dr. phil. Hans Gerhard Lenz

Sehr geehrte Damen und Herren, in den letzten Monaten nach dem Erscheinen meines Buches »Wirtschaftliche Perspektiven kosmischer und astrologischer Zyklen 1984 bis 1990« (160 S., DM 98, – ein eher kosmischer Preis) haben Sie sicher verschiedene Presseberichte zu dem Buch bzw. zu meiner Tätigkeit gelesen, gesehen oder gehört. So erschienen Artikel und Hinweise zu dieser Arbeit in der DM, in WiWo, Capital, FAZ Blick durch die Wirtschaft, Geldbrief, Börsen Journal, Today's Option, Vertrauliche Mitteilungen und dem Wall Street Journal. Auch das Zweite Deutsche Fernsehen hat mich in seiner Sendung WiSo am 19.2.1985 vorgestellt und interviewt. (Womit so ziemlich die einschlägigen Kapitalgauner beinand sind.)

Die Wirtschaftsexperten und die zahlreichen Leser dieses Buches sind von der klaren und verständlichen Darstellung der zeitlichen Einordnung und Exaktheit

der darin abgegebenen Prognosen beeindruckt. Zahlreiche Prognosen haben sich in den ersten Wochen und Monaten nach Erscheinen des Buches bereits bestätigt. Auch Sie sollten dieses Buch gelesen haben. (Unnötig, Hauptsache Reagan glaubt dran). Der monatliche ASTROBÖRSENBRIEF gibt Ihnen die kurzfristigen Trends und Trendwechsel zu den längerfristigen Ausführungen des Buches.

(360 DM im Jahr – die Sterne scheinen Dr. Lenz mehr bei der Preispolitik als der eigenen Spekulation zu beraten.)

Es werden von mir auch Untersuchungen und Prognosen zur persönlichen Entscheidungshilfe und zur Firmenentwicklung auf astrologischer Grundlage erstellt.

Mit freundlichen Grüßen

Ich blicke zum bestirnten Himmel über mir, aber es regnet Lenz muß mich auf dem falschen Aszendenten erwischt haben, ich lächele freudlos Richtung Milchstraße, und statt zur Börse zu rennen, frage ich mich, unter welchem Stern wohl der Dollar geboren ist und ob man zu Weihnachten vielleicht Bethlehem Steel Aktien kaufen sollte. Die astrologische Zinsprognose für 1985 ist vielversprechend, aber der Dow Jones Index will sich von den Sternen unabhängig machen, aber nichts da:

Zur Monatsmitte Februar hat, wie erwartet der Dow Jones Index noch mal den Versuch unternommen, die 1300 Punkte zu überspringen. Dieser Versuch ist gescheitert.... Der stationäre Saturn in Opposition bzw. Quadrat und Konjunktion zur Sonne des Börsenhoroskops hat bei seinen Übergängen in diesem Jahrhundert im Durchschnitt über 15 Prozent Kursrückgang entsprochen. Es kann somit theoretisch denkbar sein, daß der Index bis bzw. unter 1200 Punkte fallen wird.

Wobei die Sterne offensichtlich nicht wissen, daß wir in einem Jahr mit einer »5« nach einer Präsidentenwahl leben, aber für ihre extrovaganten Entscheidungen sind sie ja bekannt, während ihre Toleranz gegen jegliche Idiotie geradezu legendär ist. Aber auch da stehe ich in Opposition. Theoretisch sollte auch denkbar sein, daß man diesen ganzen Mist samt der ihn zeugenden Gesellschaft zum Teufel schickt. Auf jeden Fall erfreut die Erkenntnis, welche Rationalität bei wirtschaftlichen Entscheidungen herrscht, und daß andererseits nicht schnöde Profitmaximierung, Profitoptimierung, sondern gütige Gestirne den Weg in die Apokalypse weisen. Und man versteht die rattenhafte Wut, mit der unsere Wirtschafts- und Staatsführer marxistische Einsichten bekämpfen: gegen die »Mottenkiste aus dem letzten Jahrhundert« greifen sie tief in die wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse Babylons. Ludwig Erhard soll ja auch immer zu Frau Buchela geschlichen sein und mit ihr und dem alten Flick Deutschland wieder aufgebaut haben, damit die Arbeiter wieder was zu essen hatten und von Volksaktien leben konnten.

Kurz, mein Traum ist die Errichtung einer exclusiven Delphischen Orakelschule, das könnte eine wirtschaftliche Betätigung sein, an der ich nicht traurig scheitere. Meine letzte kostenlose Weissagung – bevor ich zu gepfefferten Preisen übergehe – lautet: Theoretisch kann denkbar sein, daß einiges faul ist im Staate Dänemark.

Heinz Jacobi

Konkret 05/85, S. 16

Detlef zum Winkel

Bruder Hitler strahlt über strammen Nach-Denker Bahro

Rudolf Bahro sorgt weiter für Aufregung. Der grüne Meisterdenker spinnt neuerdings mit arg braunem Garn

»Formell, strukturell gesehen, stehen sich Bewegung, Staat und Gesellschaft heute ganz ähnlich gegenüber wie in der Republik von Weimar, und die Grünen steigen formell – ich sage formell! – nach einem ganz ähnlichen Muster auf wie die Nazipartei.« Bahro sprach's, und der Parteitag reagierte gereizt. Entschieden wies die letzte Bundesversammlung der Grünen die »üble Geschichtsklitterei« zurück. Doch ist der von den Medien weidlich ausgeschlachtete Satz nur das Harmloseste aus den letzten Erkenntnissen des Gurus und eher als Chance denn als Vorwurf gemeint. Der Mann, der für die grünen Fundamentalisten wenn nicht vordenkt so doch vorfühlt, hat ein Pulver gemixt welches die gelegentlichen Zweckbündnisse der Fundis mit den Ökosozialisten gegen die allzu reformerischen, allzu staatsbejahenden Realos im Handumdrehen auseinanderjagen muß. Mehr noch: Grüne wie Linke sind gefordert, ihr Verständnis von Ökologie zu präzisieren.

Bahro vermeidet es, mit der Tür ins Haus zu fallen. Sein Hamburger Vortrag als scheidendes Vorstandsmitglied sollte erstmal *»den Beton durchbrechen«,* während die eigentlichen Hämmer in den nicht gesprochenen Teilen seiner Rede enthalten sind, die als Papier kursieren. In einem wenig später veröffentlichten Artikel setzt sich die Reise nach rechts hinten schwungvoll fort.

Zum Einstieg wird moralisch eingelullt. Nichts Böses will der Prophet**,** wenn er für die Reinerhaltung der Grünen ficht, sondern Böses verhindern. Erstens könne nur eine » *Volkserhebung«* aus der *»Selbstausrottungslogik«* des Industriesystems herausführen, zweitens nahe sie sowieso, und drittens sei sie auch gewollt. In Deutschland das Volk nicht mehr rufen zu dürfen, hieße ja, Hitler einen letzten Sieg zuzuschanzen. Brokdorf und Startbahn West seien erst Windstöße gewesen, *»der Sturm kommt noch«.* Deshalb dürften die Grünen nicht in ein versagendes Parteiensystem hineingehen, nicht tolerieren, mitregieren, kollaborieren. Sind sie nämlich, wenn's stürmt und bebt, nurmehr eine verbrauchte Systempartei, dann sei der Mobanteil im allgemeinen Bewußtsein nicht mehr zu halten: ökologischer Bürgerkrieg und danach Diktatur.

Was ja schon mal so ähnlich geschehen sei. Dies veranlaßt Bahro, in der Vergangenheit zu schürfen, um dabei Inhaltliches (ich sage Inhaltliches!) zutage zu fördern: Im Braun war anfangs viel Grün. Die Nazibewegung, definiert er behend, sei erst im nachhinein, als Partei, zum imperialistischen Instrument geworden. Sie habe sich auf eine weitverbreitete Ablehnung von Verstädterung, Maschinisierung, Rationalisierung und Verwissenschaftlichung gestützt – aus Bahros Sicht alles reinrassige Ökothemen. Einerseits seien *»Schlüsselwerte der heutigen Ökologiebewegung«* einer *» Verschiebung von Crün zu Braun«* unterworfen gewesen, andererseits habe es im NS-Charakter unter der *»Panzerung«* einen *»biologischen Kern«* gegeben. Wie überhaupt der Terror nur äußerlich war, während die Tierliebe vom herzensguten SA-Gemüt zeugt.

Daß der *»Aufbruch«* zur Unheilsbewegung *»entarten«* konnte, wird mit der Plötzlichkeit der Krisen (1918, 1923, 1929-32) begründet. Der *»Abfall vom Auftrag«* habe mit einer *»macht-materialistischen«* Wende nach außen begonnen, getreulich beschrieben durch den Vorsatz, daß einer beschloß, Politiker zu werden. Erst von da an wurde es – es? – expansiv und aggressiv, und den Rest deckt Bahro mit freundlichem Schweigen zu.

Moral: Nie wieder den Feind außerhalb seiner selbst suchen, sondern ihn **inwendig in** jedes Menschen Brust aufspüren, Gut und Böse unterscheiden lernen *»in den Innereien der eigenen Kultur«* und vor allem sich an den lieben Gott halten. Dann wird das nächste *»Menschenbeben«* konstruktiv, d.h. gewaltfrei.

Erste, ausdrücklich von Bahro gezogene Schlußfolgerung: Seine realpolitischen, zur Koalition mit der SPD tendierenden Kontrahenten bei den Grünen seien NS-verdächtig. *»Nicht zufällig genau darin, in dieser Gier, sich durch Aufstieg zur politischen Macht zu verwirklichen, gibt es formale Ähnlichkeiten zu den Vorgängen in der aufsteigenden Nazipartei und -bewegung.«* Zweite, noch unausgesprochene Implikation: Wäre Adolf ein antisemitischer Fundi geblieben... – man könnte ihn in die ökologische Ahnengalerie einreihen. Luther und Müntzer stehen ja schon drin.

Daß es einst Überschneidungen gegeben habe, dieser Gedankengang hat etwas Unvollendetes. Bahro robbt sich weiter durch das erdige Terrain: *»Grün und Braun – zwei Pole einer Bewegung«.* Damals wie heute. Denn heute wie damals stehe eine *»Milleniumsbewegung«* an, und wenn wir das mit »tausendjähriges Reich« übersetzen, werden wir mitnichten demagogisch, sondern gebrauchen nur seinen eigenen Worte.

»Nicht von vornherein, sondern erst immanent«, also innerhalb ein und derselben Bewegung, dürfe man links und rechts unterscheiden. Von zwei gegensätzlichen Bewegungen, einer grünen und einer braunen – andere sind ja gar nicht gefragt – sei schon deshalb nicht auszugehen, weil diese Annahme den Faschisten einen eigenständischen Platz einräume. Vielleicht kann so das Neonazi-Problem gelöst werden? Der grüne Bundesvorstand ß untersagt ihnen einfach alle Aktivitäten

außerhalb der Partei. Ganz verwerflich findet es Bahro, sich auf einen Kampf, wir gegen die, einzurichten. Warum? Die Braunen würden gewinnen.

Bis hierher kann die Message immer noch so gelesen werden, daß es, wenn auch mit zunehmender Paradoxie und abnehmender Kenntlichkeit, irgendwie gegen die Braunen geht. Dies widerspricht der dringenden Re-Christianisierung im urevangelischen Sinn, deren Primärtugend ungeteilt bleiben muß. Der Auflösung harren wir nicht umsonst. *»Der Tiger ist im Anmarsch«,* beschwört Bahro, die Faszination kaum verhehlend, weshalb man ihn zu *»reiten«* habe. Das funktioniert bei pfleglicher Behandlung. *»Man muß den Tigerlieben, damit das Tier nur vertilgt, was es vertilgen muß«,* also allein die *»lebensfeindlichen Strukturen«* des Systems und selbstverständlich nicht *»die darin gefangene menschliche Substanz«.* Da kann einem denn doch schwindelig werden: Bei der Vorstellung der Bestie wie auch beim Gedanken an diese real vegetierende grüne Partei.

Ein Fundi ist folglich mit dem wahren, tiefsten Anliegen des herantigernden Volkssturms vereint und wird dessen *»Lebenswillen«* niemals zensieren wollen. Voraussetzung für den farbumspannenden Lebensbund: Abschied vom Antifaschismus. Damit liegt Bahro überfraktionell im Trend. Antifaschismus sei zum Beispiel von den Alliierten aufgezwungen, bürgerlich, erbärmlich und pseudo (Bahro über den sogenannten offiziellen Antifaschismus), feige, vergangenheitsfixiert, kläglich (Bahro über Antifaschismus schlechthin), gefühlig, aber trostlos (der Ökolibertäre Thomas Schmid), hohl bis makaber (Winfried Kretschmann aus dem nämlichen Stall), überheblich, unehrlich, dogmatisch, selbstgerecht (Realpolitiker Cohn-Bendit), traditionell, hilflos, larmoyant (»taz«).

Außerdem: Warum sich selbst verleugnen? Man dürfe *»die alten Identitätsmomente«* nicht nur nicht denunzieren, fordert Bahro, es müsse auch ans Tageslicht, »wo *wir da anhaften«. » Wer schon die Worte 'deutsch' und 'national' scheut wie der Teufel das Weihwasser, wird genau vor den damit indizierten Gefahren versagen, kann sie leicht abwehrend noch vergrößern helfen.«* Antifaschismus führt zum Faschismus – Antifaschismus muß weg.

Reichlich von Weihwasser bekleckert, widmet sich Bahro einer Entschärfung des braunen Gegenpols *»unter der Bedingung der Nichtsdiskriminierung«.* Bruder Eichmann, Bruder Hitler – Mensch ist Mensch. Haben wir nicht alle etwas davon im Seelenuntergrund? Also: Braun im Grün. Man muß es nutzbringend anwenden, statt es in den Innereien dahindarben zu lassen. Die Sache wird gewonnen, *»wenn wir unsere nicht dominanten Braunanteile als Antennen benutzen, die uns über die entsprechenden Positionen am anderen Pol den Zugang zu den dortigen – und zwar vorhandenen! – Grünanteilen eröffnen«.* Wer über elementare Kenntnisse der Physik verfügt, mag es gleich befürchtet haben: Der Unterschied zwischen Gegensätzen und Gegenpolen ist derjenige, daß letztere sich anziehen. Um gemeinsam stark zu sein, ergänzt Mitstreiter Rainer Langhans, vom »braungrünen Ring der Kraft« hingerissen.

Der Magnetismus soll freilich *»auf der grünen Welle fraternisieren, auf der braunen Welle analysieren«,* damit die Braunanteile heruntergearbeitet werden. Im rechtsradikalen Lager sei die Bereitschaft vorhanden, für den nationalökologischen Bruderkuß die Lippen zu spitzen. Und wirklich: Rudolf Heß hält schon seit geraumer Zeit ein Tempolimit ein, während sich Klaus Barbie gerade das Rauchen abgewöhnt.

Bahros Texte sind bereits Beispiel für die vorgeschlagene Methode, *»eigene Braunanteile«* klingen zu lassen, um beim Gegenpol Resonanz zu erzeugen. Mindestens unschön ist die Wortwahl von Wurzellosigkeit und fehlender Hygiene grüner Politik, die Bezeichnung von Sozialleistungen als Alimente oder der Stadt als parasitär. Infam der Titel *»Kollaboration«* für eine Zusammenarbeit mit der SPD (während er selbst mit braun im Gepäck eine *»neue Ordnung«* anpeilt); geschmackssicher die Warnung vor der sogenannten *Selbstausrottungslo*gik (die so manchen noch leibhaftigen KZ-Wärter zum Schmunzeln bringt); einschlägig vorbelegt die Rede vom *»raffenden und schaffenden Kapital«* wie von zwei *»reichsinternen Blöcken«* (Unternehmer und Gewerkschaften) .

Daß ihm die Problematik des Erbes vertraut ist, gibt Bahro mit der Erwähnung *»unserer indoarischen Vorfahren«* dezent zu verstehen, wenngleich sie ihm einer umsichtigen Abgrenzung dient. » *Wir sind von kultureller Geburt in den eurasischen Steppen, aus denen unsere indoarischen Vorfahren kamen, zum Eroberer disponiert... Das waren wir von den Vandalen bis zu den Normannen. Damit sind wir Kreuzritter und Konquistadoren geworden, Hanseaten, Piraten und Skalvenhändler, Weltumsegler und Kosmonauten, Atomzertrümmerer und Vivisektoren, Markterschließer und Entwicklungshelfer. «*

Judenmörder fehlt bei der Aufzählung, damit der Empfang im braunen Radio nicht gestört wird. Dort wird man »arisch« dankbar aufnehmen und sich auf den Rest seinen Reim machen: Kulturell wird niemand geboren, disponiert ist kompliziert – also veranlagt ist man durch's Blut, um das mal auf deutsch zu sagen...

Zweideutigkeiten können voll durchdacht sein. Nachdem die Entwicklung jahrtausendelang in die falsche Richtung gegangen sei, ruft Bahro dazu auf, *»den verschütteten Anknüpfungspunkt aufzusuchen, wo die Kontinuität unseres christlich-jüdischen Kulturentwurfs für einen einzigen Augenblick unterbrochen war: die Gestalt des Jesus...«* Das geht, so scheint es, gegen Juden und Christen. Vielleicht aber gegen die einen ein bißchen mehr? Bahro bleibt hier ambivalent, preist aber an anderer Stelle die *»naive Vision vom Reiche Gottes«,* welche die mittelalterlichen Bauernkrieger besessen

hätten. Diese waren häufig naiv genug, eindeutige Schuldzuweisungen für das Erlöschen jenes einzigen Lichtblicks auf Erden auszusprechen. Was regt sich da sonst noch in den Innereien des Seelenwanderers, ohne schon druckreif zu sein?

Wer mit Biologie anfängt hört mit Rasse auf. Irgendwann. Das ist es doch, was wir Linken schon mal dachten, aber nicht auszusprechen wagten. Also doch?? Nein. Politisch-praktisch beweisen die Grünen, daß das Gegenteil möglich ist. Wohl aber zeigt das Beispiel Bahros, der von ihnen nach wie vor zur Parteiprominenz gerechnet wird, in welche Ver(w)irrungen sich ein platter, gefühlsdurstiger Ökologismus, obendrein mit mystischem Einschlag – und dazu gehört auch der neuerdings so vehement zur Schau getragene christliche Eifer – , treiben läßt. Ein paar Sprünge, und schon spielt man auf rechtsaußen, natürlich nur in allerbester Absicht.

Die Nazis haben von deutscher Naturromantik profitiert, richtig und schlimm genug. Eben deshalb sollten sich die Grünen vor der Kitschvariante hüten. Was Bahro jedoch an scheinbaren Gemeinsamkeiten auflistet, waren weder *»Schlüsselwerte«* des NS, noch sind es heute solche der Grünen.

Die faschistische Ideologie – Überleben des Stärkeren, Reinhaltung der Art, Führerprinzip, Raum zum Leben, Ungleichheit der Geschlechter usw. – war nicht deswegen »grün«, weil sie biologistisch begründet wurde. Mit zwingender Konsequenz war das von Anfang an und nicht erst nach einer zusammengesponnenen »Wende« Hitlers ein Programm für Rassismus, Terror und Krieg.

Bahros Parallelen setzen voraus, all das für nebensächlich und korrigierbar zu halten, wenn man sich nur in der Ablehnung von Industrie und Technik einig ist.

Die Wahrheit liegt in der Umkehrung: Solche Sprüche, als Billigfutter für Einfältige gedacht, wiegen auf einmal federleicht, wenn es an die Realisierung von Vernichtungsstrategien geht.

Andererseits sollten sich die Grünen gelegentlich fragen, wozu pauschale Technikfeindlichkeit vonnutzen ist, außer zu schaurigen Predigten über das heimliche Mittelalter. Die Mehrzahl der aktuellen Umweltgefährdungen bliebe schlicht unerkannt, würde man auf wissenschaftlich-technische Methoden verzichten, und den Rest könnten wir mit aufgerissenen Augen als Strafe Gottes erdulden.

Bei den Grünen vermengen sich die unterschiedlichsten, mitunter schwer festzumachenden Auffassungen von Ökologie, ganz sicher aber eine rationale, die auf Erkenntnis setzt, und eine explizit antiaufklärerische, die ihr Heil im Glauben sucht. Bahros Vorstoß muß zur Klärung führen, was eigentlich angesagt ist. Allein die behauptete Nähe zum Rassismus – und sei sie angesichts des grünen Engagements gegen Ausländerfeindlichkeit noch so absurd – müßte der Partei den Schlaf rauben. Wenn Ökologie bewußten Umgang mit der Natur beansprucht – wie kann ein Grüner bei Rassisten Gemeinsamkeiten entdecken, ohne selbst Rassist zu sein? Ein Spritzer Braun im Grün versaut die ganze Farbe.

Für seine Volkserhebung hat sich Bahro auch eine optimale Konstellation in den politischen Institutionen ausgedacht. Da die Sache *»zuletzt zwischen Grün und Schwarz ausgetragen«* werde, wünscht er sich eine formelle Koalition zwischen diesen beiden, die er seinen Jüngern als *»Doppelherrschaft«* schmackhaft macht. Dann hätte er keine Skrupel vor einer Regierungsbeteiligung. Braun als Eintrittskarte soll wohl die Tür zu dieser wahrhaft christlichen Perspektive öffnen – vorausgesetzt, die Union läßt sich ihre einmalige Integrationsleistung streitig machen.

In diesem Kontext wirken seine Ideen nicht nur idiotisch. Aus dem Blickwinkel der Wende betrachtet, leistet cr einen (ideologisch) gefälligen Beitrag zum aktuellen TOP, wie denn dieselbe zu vervollständigen sei.

Die Volksgemeinschaft mit ihren ehernen Säulen Familie, Kirche, Volk, das Dorf nicht zu vergessen, hat Konjunktur, und so wettert Bahro gegen *»Sonderinteressen«* und *»Klassenpsychologien«.* Es war kein Ausrutscher, daß er vor einiger Zeit mit glänzenden Augen von fünf Millionen Arbeitslosen sprach, die ihm recht wären, um mit dem *»Ausstieg« zu* beginnen. Alles, was nicht unmittelbar mit der Rettung der von der x-fachen Totalkatastrophe bedrohten Gattung zu tun hat, soll aus grüner Politik verdrängt werden. Umso mehr steigert er sich in die Wahrnehmung eines fiktiven Volksganzen hinein, erst seiner Kultur, dann seiner Natur. Daß solche Prozesse in Bilder vom Volkserwachen und Sturm-Losbrechen münden, ist nicht neu. Ein unguter Wahn, selbst wenn er, was unwahrscheinlich ist, ohne äußeren Feind auskommen würde.

Bei der Wiederherstellung der Gemeinschaftsgefühle aus der heilen Welt des Spießers kann die Wende auf eine Umwertung der Vergangenheit nicht verzichten. Es heißt jetzt: Vaterlandsbewältigung. Bahro spielt Musterschüler. Das Kapital Faschismus, das bei ihm nicht einmal mehr die Zerschlagung der Weimarer Opposition kennt, hat er so schmeichelhaft verbogen, daß man es nur als tiefe Verbeugung vor der totalen Familie verstehen kann, die wir alle wieder sein sollen.

Man will als Staatsbürger wieder wohlsein in der Geschichte. Da es aus begreiflichen Gründen unheimlich schwerfällt, den Nationalsozialismus als undeutsch zu betrachten, müssen es doch irgendwie unsere Jungs gewesen sein, auch wenn sie sich unfein benahmen. Also gehört Braun zum authentischen Volksgeist dazu, mit dem man nur richtig umgehen muß – ein bißchen tätscheln und ja nicht provozieren. Zurück zur Natur heißt dann auch zurück zu unserer wahren Natur. Unsere wahre Natur? Bahro ist es, der Hitler diesen letzten Sieg zuschanzt.

Sämtliche Zitate aus Rudolf Bahro, »Hinein oder hinaus? Wozu steigen wir auf?«; Rede auf der Bundesdelegiertenkonferenz de Grünen in Hamburg, 7 -9 12.84

Rudolf Bahro; »Sie werden ja gar nicht angepflanzt«, Kommune, 1/85

Konkret 05/85, S. 20

Doris Bockelmann-Amendt

Das Sterben ist doch kein Leben mehr

Den Alten in der Bundesrepublik muß man ihre Misere nicht erklären. Sie erleben sie tagtäglich am eigenen Leib. Fotos aus einer Pflegestation zeigen den Nachgeborenen, was sie zu erwarten haben.

Die demographische Entwicklung der Bundesrepublik ist brisant. Es wird zu wenig geboren und zu spät gestorben – rententechnisch. Die Alten sind Thema. Auch die Parteien nehmen sich ihrer an, von Sterbehilfe bis Rehabilitation wird alles durchgescheckt. Ein ganz besonderer Fall ist der Pflegefall: Wohin mit den Alten, wenn sie desorientiert, schwer behindert und krank sind, wenn sie rund um die Uhr versorgt werden müssen?.

Altenheim in Herne. 52 Patienten auf der Pflegestation. Der Personalschlüssel, also das Verhältnis von Bewohnern zum Pflegepersonal, liegt bei sechs. Das Personal besteht aus drei gelernten Altenpflegern, die übrigen sind angelernte Kräfte und Zivildienstleistende.

Die SPD – wie eh und je sozial bemüht – hat ihr Rezept: nach Großschulen, Großkrankenhäusern und Großuniversitäten am Ende des Lebens das Großpflegeheim, die Großwohnanlage. Das spart Verwaltungskosten und geht auf Kosten der Alten. Die müssen raus aus dem vertrauten Wohnviertel und den sozialen Bezügen und rein in ein Zweierzimmer im Krankenhaus-Stil. Die ganz Glücklichen werden in Einzelzimmern von Vorzeige-Heimen untergebracht. Die SPD will auch den Ausbau ambulanter Dienste. Nicht selten aber sind Pflegeheim und ambulanter Dienst unter dem Dach einer Trägerschaft vereint. Wird der ambulante Dienst teurer als der Pflegeheimplatz, dann gewinnt das Kostenargument die Oberhand; was als soziale Alternative gedacht war und der Isolation und Vereinsamung der Alten entgegenwirken sollte, verkommt zum Kalkulationsfaktor einer Politik der Kostendämpfung.

Nahezu täglich stirbt ein alter Mensch in seinem spärlich eingerichteten Zimmer. Lautlos. Ohne Beistand. Für die Sterbebegleitung, die Vorbereitung der »Patienten« auf den Tod, haben die Pflegekräfte keine Zeit und keine fachliche Qualifikation. Die Aufgaben der Pfleger und Pflegerinnen begrenzen sich ausschließlich auf den körperlichen Bereich der alten Menschen: Abfüttern, bei Inkontinenz trockenlegen, alle vierzehn Tage baden, Bett und Körperwäsche wechseln. Und einmal in der Woche kommt die Friseuse ins Haus. Die Angehörigen sollen und wollen das Gefühl haben, daß es ihren Verwandten auf der Pflegestation gut geht. Und die Seelenreinigung wird dem Pfarrer überlassen.

Und die CDU? Die will all das auch – die Pflegeheime, die Senioren-Wohnanlage und die ambulanten Dienste, die eine Heimunterbringung verhindern sollen. Doch was sie eigentlich will, ganz im Sinne ihres Frauen- und Familienbildes, ist die Familie, die sich wieder der »Pflege unserer alten Menschen annimmt.« Ein Anliegen, das im Trend liegt, denn mit zunehmender Frauen-, Jugend- und sonstiger Arbeitslosigkeit wird die Familie wohl wirklich zusammenrücken – und sei es nur ob der Renten von Oma und Opa. Liebe und Freude kommen dann schon. Das ist wie bei der ungewollten Schwangerschaft. Wenn das Kindchen erst mal da ist...

Für den inneren Frieden im Hause, für den reibungslosen Ablauf des Heimalltags wird durch die »Heimordnung« gesorgt.

»Heimordnung: Unser Haus möchte älteren Menschen die Geborgenheit bieten, die sie sich an ihrem Lebensabend wünschen. Heimbewohner und Mitarbeiter bilden eine Hausgemeinschaft, die auf dem Grund des Vertrauens, der Geduld und der Liebe wächst. In einem Heim, in dem viele Menschen beieinander wohnen, sind Freundlichkeit miteinander, wechselseitige Rücksichtnahme und stetige aufmerksame Hilfsbereitschaft nötig für eine gute Atmosphäre und für die Aufrechterhaltung des Hausfriedens.

Miteinander-Füreinander: Alle Bewohner haben die gleichen Rechte und Pflichten. Es bestehen keine Privilegien, weder aufgrund eines längeren Aufenthalts im Heim noch aufgrund eines selbstbezahlten Beitrages.«

Sauberkeit und Ordnung wird im Heim groß geschrieben. Die Heimleiterin sagt: »Wir wollen nicht, daß unsere Heimbewohner ihre Möbel und Bettwäsche zu uns mitbringen. Wir haben Angst, daß sie Ungeziefer mit in unser Haus bringen. Man kann ja nie wissen!«

Die Grünen, fest im Bunde mit der Menschlichkeit und nicht selten als deren Pächter auftretend, fordern nicht nur den Ausbau sozialer Dienste sondern »langfristig die Abschaffung der Heime und Sondereinrichtungen.« Das klingt gut. Es hieße, die desorientierte Frau lebte in ihrer Wohnung mit einer Altenpflegerin oder einem Altenpfleger, die sich im Achtstundenturnus ablösen. Oder: der pflegebedürftige Mann wird mehrmals am Tage aufgesucht, gefüttert und gewindelt.

Einsamkeit und Isolation wie gehabt. Auch Alten-WGs sollen noch den Vorstellungen der Grünen eingerichtet werden. Auch das klingt gut. Doch Altsein als gemeinsame Erfahrung ist nicht identisch mit gemeinsamen Interessen. Nur wer sein Leben aktiv in ähnlichen Zusammenhängen verbracht hat, wird auch im Alter WG-fähig sein.

Der Tagesablauf im Heim wird durch den Essensplan bestimmt. Um acht Uhr Frühstück. Gegen halb zwölf Mittagessen. Um vierzehn Uhr Kaffee und Zwieback. Achtzehn Uhr Abendbrot. Im Anschluß bereiten die Pfleger die Bewohner auf die Nacht vor: Schlafmittel, Insulin, Psychopharmaka! Um 22 Uhr kommt die Nachtschwester. Früher war sie Hebamme. Sie sagt: »Fünfundzwanzig Jahre habe ich die Kleinen ins Leben geholt, heute helfe ich, soweit ich kann, den Alten zu sterben!« Nachts sterben die meisten. Bis der Bestatter kommt, liegen die Toten im Badezimmer.

Es müssen Phantasien entwickelt werden, auch angesichts der demographischen Entwicklung in der BRD, wie die Menschen im Alter und bei Krankheit leben sollen und wollen. Zum jetzigen Zeitpunkt sich jedoch auf die Abschaffung von Alten- und Pflegeheimen zu konzentrieren, geht an den realen Problemen völlig vorbei. »Von den 2,5 Millionen erfaßten Pflege- und Hilfsbedürftigen werden«, laut »Ärztliche Praxis« (2/85), »90 Prozent zuhause versorgt. Fast jeder 5. Bundesbürger zwischen 16 und 7û Jahren wird als häusliche Pflegekraft eingespannt.« Und eine Untersuchung der Universität Oldenburg zur Situation pflegender Familien stellt fest, daß die zum Teil unbeschreiblichen Belastungen jahrelanger Pflegearbeit von Frauen getragen und ertragen werden. Daß die Zustände in den Alten- und Pflegeheimen zum großen Teil katastrophal sind, ist ebenso skandalös wie unbestreitbar. Mit sozialen Utopien wie dem Ruf nach Abschaffung dieser Einrichtungen, ist niemandem geholfen. Auch der Ruf nach mehr familiärer Pflege, wie er nicht nur aus der schwarzen, sondern auch aus der grünen Ecke zu hören ist, hilft nicht weiter. Bezieht man die Scheidungs- und Trennungsstatistik in diese Überlegungen ein, dann verrutscht die Familienidylle ins Absurde. Die oft jahrelange Versorgung der Alten würde zur Aufgabe elternpflegender Singles. Da bleibt eigentlich nur noch die Maximalforderung noch der Abschaffung von Krankheit und Behinderung im Alter – oder besser noch die Forderung, das Alter ganz abzuschaffen.

Die »Pflege« ist die lukrativste Abteilung des Altenheims. Pro Tag kostet ein Bett 70.- DM. Die Rentenansprücke reichen oh nicht aus. Dann wird der alte Mensch automatisch Sozialhilfeempfänger und kann für seinen eigenen Gebrauch nur über das amtlich festgelegte Taschengeld von 141,- DM verfügen.

Konkret 05/85, S. 26

Götz Aly

Medizin gegen Unbrauchbare: Sterbehilfe als Aussonderung

Sterbehilfe: Elektrischer Stuhl »Strom kommt sowieso ins Haus. Nutzt das aus« (HEW)

In einer Diskussion, die die sächsischen Nervenärzte 1922 über das Thema »Darf der Arzt töten?« veranstalteten, verwies der Dresdener Arzt Hösel auf »den Widersinn, der darin liege, daß viele die Abschaffung der Todesstrafe bei Verbrechern fordern, und daß dieselben Leute für den Tod von Idioten seien«. Was die Tötung auf Verlangen betrifft, so heißt es in dem Sitzungsbericht: Ein Antrag auf Veränderung des entsprechenden § 216 im Reichsstrafgesetzbuch erübrige sich, da er bereits vom Dresdener Monistenbund gestellt sei.

Die Initiative für Humanes Sterben nach Wunsch des Sterbenden« wurde 1976 in Nürnberg gegründet. Beteiligt waren folgende lokale Organisationen: Bund für Geistesfreiheit, Deutsche Friedensgesellschaft/ Vereinigte Kriegsdienstgegner, Humanistische Union, Deutsche Jungdemokraten, Jungsozialisten, Selbstorganisation der Zivildienstleistenden. Dieser Verein ist inzwischen eine Sektion der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben. Die Nürnberger Gruppe plädiert nur für die »Beihilfe zum Freitod auf eigenen Wunsch«; in der Gründungsbroschüre finden sich allerdings auch Zuschriften, die mehr meinen: »Als vor rund 20 Jahren die Contergan-Kinder geboren wurden, war ich fest entschlossen, sollte meiner Familie Gleiches widerfahren, das Kind sofort zu töten und notfalls dafür ins Gefängnis zu gehen. Zum Glück blieb mir diese Entscheidung erspart.«

Prof. Dr. Julius Hackethal beließ es nicht bei Was-Wäre-wenn-Überlegungen. Mit Hilfe des tragischen Schicksals einer Patientin setzte er Fakten. Hackethal handelte nach dem juristischen Rezept von Rudolf Wassermann, dem liberal-reformerischen Präsidenten des Oberlandesgerichts Braunschweig. Der hatte 1981 das Bekenntnisbuch »Ja zur Sterbehilfe«, geschrieben von der schwedischen Journalistin Berit Hedeby, mit einem juristischen Anhang versehen. Gleichsam per Rezept wies er den Leser an, wie die bestehende Gesetzeslücke zu nutzen sei:

»Wer einem Kranken Beihilfe zur Selbsttötung leisten will, muß also nach dieser Rechtsprechung darauf achten, daß nach dem Tatbeitrag dem Kranken noch die volle Freiheit bleibt, sich den Auswirkungen zu entziehen (...). Legt (...) der Arzt oder ein anderer die Tabletten auf den Nachttisch, damit der Kranke sie dann selbst einnimmt, hat er nur straflose Beihilfe zur Selbsttötung geleistet. (...) Da der Verdacht der Tötung von fremder Hand stets auftaucht, wenn ein Kranker in der Klinik vergiftet aufgefunden wird, sollte an die Beweislage gedacht werden.«

Gift, Nachttisch, Absicherung, Dokumentation: Hackethal orientierte sich an dieser Rezeptur. Die im Rechtssystem anderer Länder nicht gegebene Gesetzeslücke beschreibt Wassermann als *»Plus an Liberalität und Humanität«.* Wenn eine Sterbehilfe-Tat nicht durch diese Lücke passe, dann habe ein Gericht als *»ultima ratio für seltene Fälle«* die Möglichkeit, im *»Rahmen des Notstandsrechtes«* freizusprechen. Wassermann schlägt *»eine Auflockerung des starren § 216 StGB«* (Beihilfe zum Selbstmord) in der Weise vor, *»die dem Richter in tragischen Konfliktfällen die Freiheit gibt, von Strafverhängung abzusehen«.* Schon 1966 entwickelten Professoren im Alternativentwurf zur Strafrechtsreform ein entsprechendes Rechtsinstitut – den Schuldspruch unter Strafverzicht. *»Damals war«, so* formuliert es Wassermann, *»die Zeit noch nicht reif.«*

Das deutsche Volk war 1941 »nicht reif« für das fertig formulierte »Gesetz über die Sterbehilfe«. Es war, vereinfacht ausgedrückt, zu katholisch. Dieselben absoluten Prinzipien, die Katholiken gegen eine Lockerung des § 218 protestieren lassen, speisten den Widerstand von Gläubigen gegen die Behindertenmorde. Und Wassermann wendet sich gerade an die Aufgeklärten: *»Trotz Sensibilisierung gewisser Teile der Öffentlichkeit haben sich auch die Bürgerinitiativen des Themas nicht – oder noch nicht – angenommen. Auch deshalb ist nicht damit zu rechnen, daß es zur Beseitigung des geltenden Tötungsverbotes kommt. «*

»Beseitigung«, »Auflockerung«, »mangelnde Reife« sind Begriffe, die zu denken geben. Wassermann zitiert ein kompliziertes, in der Schweiz per Volksabstimmung verworfenes Modell zur »aktiven Sterbehilfe«. Mit seinen Gutachten und Wartefristen sei das Procedere zwar schwerfällig, inpraktikabel allerdings nicht: *»Sein Manko besteht darin, daß es nur auf urteilsfähige Patienten zugeschnitten ist.«* Die Grenze, die hier zu zwangsweisen Entscheidungen verläuft, läßt Wassermann zurückschrecken: *»Diese Grenze ist jedoch bei einer Legalisierung der Sterbehilfe unüberschreitbar; sie muß auch nach meiner Ansicht unbedingt respektiert werden.«*

Im Klartext des Sterbehilfe-Buches der schwedischen Journalistin heißt es: *»Medizinische Behandlung kann zum Terror werden (. ..), wenn ein unheilbar Kranker, ein schwer Leidender zum Dahinvegetieren verurteilt wird. «* Im »Dritten Reich« sprach man von Menschen, die sich selbst Qual und Last seien

geistig tot und unterhalb der Stufe eines Tieres »vegetieren«: Hedeby denkt in diesem »Plädoyer« *»zum Beispiel an die alten, oft stark senilen Schwachsinnigen, die jahraus, jahrein als Pflegefälle in ihren Betten liegen, ausgeschlossen vom*

Leben, völlig kontaktlos langsam dahinsiechend«. Die »Euthanasie«-Aktion des »Dritten Reiches« knüpfte an eben solche liberal-aufgeklärten Ansätze der Menschenvernichtung an.

Hitlers Ermächtigung zu den Anstaltsmorden, datiert auf den 1. September 1939, berücksichtigte den Wert einer präzisen, genau definierten Verfahrensweise: Unter der Voraussetzung »kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes« sollte solchen Kranken »der Gnadentod gewährt werden, die nach menschlichem Ermessen unheilbar« seien. Zur weiteren Objektivierung des Verfahrens wurde 1940 der Entwurf eines Gesetzes vorgelegt und unter den Akteuren zu ihrer Beruhigung herumgereicht. In seiner letzten bekannten Fassung hieß es »Gesetz über die Sterbehilfe bei unheilbar Kranken«. Es umfaßte eine Präambel, sechs Paragraphen und eine Durchführungsverordnung.

»Präambel

Die Erhaltung des Lebens von Menschen, die wegen einer unheilbaren Krankheit ein Ende ihrer Qual herbeisehnen oder infolge unheilbaren chronischen Leidens zum schaffenden Leben unfähig sind. . . (Weiterer Wortlaut unbekannt. Inhalt sinngemäß: '... ist mit den sittlichen Normen der Volksgemeinschaft nicht zu vereinbaren')

§1

Wer an einer unheilbaren, sich oder andere stark belästigenden oder sicher zum Tode führenden Krankheit leidet, kann auf sein ausdrückliches Verlangen mit Genehmigung eines besonders ermächtigten Arztes Sterbehilfe durch einen Arzt erhalten.

§2

Das Leben eines Kranken, der infolge unheilbarer Geisteskrankheit sonst lebenslänglicher Verwahrungbedürfen würde, kann durch ärztliche Maßnahmen, unmerklich für ihn, beendet werden.«

Um die Ausweitung des im Strafgesetzbuch festgelegten Handlungsspielraumes ging es auch in dem Film »Ich klage an«, der in seinen Schlußszenen das angeblich inhumane und

starre Gesetz für menschliches Leiden verantwortlich macht und darum geht es heute Julius Hackethal und der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben.

Im Vordergrund steht die individuelle Todesvorstellung, der Wunsch nach einem schnellen, schmerzlosen Tod, nötigenfalls durch Selbstmord mit entsprechender Beihilfe. Hackethal machte eine Frau mit Gesichtskrebs zum Objekt seiner tödlich endenden Videoshow. Über 60 Jahre vorher war den Autoren Karl Binding und Alfred Hoche eingefallen: »Einem an Zungenkrebs schwer Leidenden macht ein Arzt oder ein anderer Hilfreicher eine tödliche Morphiuminjektion.« Solche individuellen Wünsche von Angehörigen oder Kranken selbst waren bis 1939 eine der Grundlagen für die forcierte Vorbereitung staatlicher Massenvernichtung von chronisch Kranken. Die Abteilung in der Kanzlei des Führers, die sie später organisierte, war für eben solche Arten von Gnadengesuchen zuständig. Sie kamen in zunehmendem Man aus der faschisierten Mittelschicht. Es ist wenig bekannt, aber die Institution, die ab August 1939 für die Tötung behinderter Kinder verantwortlich war, der »Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden«, organisierte auch Tötungen auf Verlangen. In Norddeutschland wurden sie in der Heil- und Pflegeanstalt Uchtspringe bei Stendal vollzogen

Die Beteiligten an der Euthanasieaktion waren im Durchschnitt zwischen 30 und 40 Jahren alt. Wenn sie überhaupt an den eigenen Tod gedacht haben, dann sollte er schnell sein und unkompliziert. Herztod, Kopfschuß – das ideale Ende – kurz und schmerzlos. Sterben kann man das nicht nennen. Von dem Mann, der im Reichsinnenministerium die Anstaltstötungen abwickelte, dem Ministerialdirigenten Herbert Linden, ist überliefert, wie er darüber dachte. Eine ledige Wienerin, die Mutter eines behinderten halbjüdischen Kindes, drang 1941 bis an seinen Schreibtisch vor, um ihn zur Rede zu stellen:

»Bitte, Dr. Linden, vielleicht ist das die Anschauung der Berliner, der Wiener geht daran zugrunde. Stellen Sie sich vor, wenn Sie krank würden und genau wüßten, man führt mich jetzt fort, um zu sterben.«

Lachend gab Dr. Linden zur Antwort:

»O, da wäre ich sehr froh.«

Linden erschoß sich am 27. April 1945.

Die am Individuum orientierte »Euthanasie«-Diskussion ist das Thema einer Mittelklasse die ihr Nicht-Verhältnis zum Sterben zu bewältigen sucht. Die Propagandisten gesetzlicher »Auflockerung« sind heute wie damals in allen Parteien zu finden, ungeachtet gegensätzlicher sonstiger ideologischer Positionen. Diese Diskussion hat immer auch subjektive und objektive Auswirkungen auf den Lebenswillen und den Lebenswert schwerkranker und schwergeschädigter Menschen. Sie nimmt deutlich zu in den Zeiten der ökonomischen Krise. Sterbewünsche entwickeln sich in keiner Gesellschaft nur aus den Tiefen des Individuums heraus. Die Frau, der Hackethal zum Gifttod verhalf, sagte auch, sie traue sich nicht mehr auf die Straße. Die öffentliche Diskussion hat diesen Aspekt vollkommen übergangen. Todeswünsche sind abhängig von den materiellen Bedingungen und auch davon, ob eine Gesellschaft Leiden und Sterben als überflüssige Qual einstuft. Die NS-

Kampagne gegen »lebensunwertes Leben« schuf – wie auch Hackethals Fernsehfeldzug für den abgekürzten Tod – eine eigene Nachfrage. Solche Debatten produzieren verzweifelte Wünsche nach Selbstvernichtung, die dann wieder neue, scheinbar individuelle Argumente in einer sich ausweitenden Kampagne zur Lebensvernichtung werden. In den Jahren nach 1939 haben Tausende von deutschen Eltern und Angehörigen die »Euthanasie« ihrer Kinder, Geschwister, Gatten oder Eltern gefordert oder doch halbwissend als »Erlösung« akzeptiert.

Die faschistische Leistungs- und Vernichtungsgemeinschaft konstituierte sich von oben und von unten. Ökonomische Rationalität war zentral. Binding formulierte noch sehr bezeichnend: *»Auch würde ich meinen der Mutter, die trotz des Zustandes ihres Kindes sich die Liebe zu ihm nicht hat nehmen lassen sei ein Einspruch freizugeben, falls sie die Pflege selbst übernimmt oder dafür aufkommt.«* solche Mütter wurden ab 1943 von den »Euthanasie«-Behörden den Arbeitsämtern per Vordruck gemeldet. Das Kindergeld für ihre behinderten Kinder war ihnen bereits 1941 entzogen worden.

Die Bundesrepublik ist davon entfernt, und doch beginnt hinter dem Schleier des individuell bestimmten Todes und angeblicher Humanität eine neue Diskussion um den sozialen Wert des Menschen.

Es blieb Heiner Geißler vorbehalten, die Verbindung zwischen ökonomischer und eher idealistisch geführter Sterbehilfe-Debatte der Bundesrepublik zu schaffen. In dem Buch »Sterbehilfe oder wie weit reicht die ärztliche Behandlungspflicht?« (herausgegeben von Initiatoren der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben) veröffentlichte er 1978 einen merkwürdigen, wohl programmatischen Artikel: »Ökonomische und sozialpolitische Aspekte der Intensivmedizin«. Da heißt es: *Die moderne Medizin (...) stellt die Verantwortlichen in Gesellschaft und Politik (...) auch vor finanzielle Schwierigkeiten, die wir ohne einschneidende Maßnahmen nicht werden lösen können (...) Diese neue Situation verlangt den direkt Betroffenen, schwerwiegende und zum Teil folgenschwere Entscheidungen ab.«* Dafür brauchen sie Geißlers »Rückendeckung«. »Direkt Betroffene« der Intensivmedizin sind in der Terminologie Geißlers nicht etwa die Patienten sondern Ärzte, Pflegepersonal, Verwaltung und Krankenhausträger. Nach Geißler ist *»die 'Materialschlacht' gegen Tod (...) einseitig auf das Überleben der Patienten ausgerichtet«.* Es müsse erreicht werden, *»daß der Gesunde, der Kranke sich selbst wieder um Gesundheit und Krankheit kümmert und sich und den Nächsten vor Schäden bewahrt«.* Vorsichtig, weil sie eigentlich »unserer Rechtsordnung fremd ist«, nähert er sich der Frage, *»wieviel uns der einzelne Patient wert ist«:*

»Trotz der Tatsache, daß z.B. im Versicherungswesen das Menschenleben durchaus in monetären Äquivalenten dargestellt wird, tritt die ökonomische Denkweise so lange in den Hintergrund, wie die Frage nach dem Sinn und Wert menschlichen Lebens nicht in den Bereich des individuellen Daseins und dessen Beziehung zu Angehörigen, Mitmenschen und Umwelt vorstößt. Geschieht dies jedoch, dann erhält die Lebensverlängerung oder das Erretten vor dem sicheren Tod eine soziale Dimension, die den Wert menschlichen Lebens in Relationen zur menschlichen Gesellschaft und zum von dieser Gefahr betroffenen Individuum selbst bringt.«

Komplizierte Umschreibungen für das, was 1939 knapp »die Belange der Volksgemeinschaft« genannt wurde. Geißlers Definitionen sind vage und ungenau, Hüllen für praktische Maßnahmen. Er schließt mit einem Beispiel: *»Dürfen wir zum Beispiel einen schon vom Tode gekennzeichneten 82jährigen Menschen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln noch etwas länger am Leben erhalten?«* Zwei Stunden oder zwei Tage? Geißler könnte auch zwei Monate meinen oder zwei Jahre.

Vorabdruck aus Aussonderung und Tod. Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren. Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd 1, Rotbuch Verlag 1985, 176 S. DM 17,-

Konkret 05/85, S. 30

Horst Tomayer

Quuuuaah, ja, komm!

Wetten, daß es in ein paar Jahren private Pornokabel gibt, über die moderne Prostitution Befriedigung verschafft? Bis dahin muß vorlieb genommen werden mit dem Telefon. Horst Tomayer war auf Draht

Hallooh –

Die Nummer 0711.....

Jaah

Gn Tag

Taaag

Ich ruf aus Hamburg an

Ja, in welcher Zeitung hast du unser Inserat gelesen ?

In der »Hamburger Morgenpost«

Ja, ich mach Telefon-Sex, wir stellen uns bei einem Gespräch eine geile Situation vor, reden darüber und onanieren bis zum Orgasmus, das kostet siebzig Mark, die zahlst du dann im Nachhinein auf unser Postfach, und wenn du ein Gespräch möchtest, brauch ich Rufnummer und Adresse von dir, ich ruf dich dann zurück.

Soll ich dir das jetzt geben? Die Nummer?

Wenn du möchtest?

Ja, 040.....

Moment

Ja

Also - null vier null

45

45

33

33

12

12 und wie heißt du?

Ich heiße Horst

Horst. Und weiter?

Tomayer. Bist du die Lola?

Ja.

Guten Tag Lola

(lacht) Woher weißt du das? Hast mich an der Stimme erkannt? Du, ich brauch noch deine Adresse.

Beim Schlump

Beim Schlumpf, wie der Schlumpf ?

Nein, ohne f, 24

Hamburg 24

Nee, beim Schlump 24, und das ist Hamburg 13

Hamburg 13. Gut. Läuft das Telefon auf deinen Namen?

Ja.

Ich überprüf und ruf dich dann zurück, ja?

Danke.

....

(Lola ruft zurück. Sie hat damit den Anrufer identifiziert. Sie sagt):

Ich sag dir jetzt eine Nummer und die rufst du dann zurück. Null sieben elf, ...

(Erneuter Anruf bei Lola auf Kosten des Kunden:)

Halloooh ?

Ja, Lola?

Jaaah. Du wir besprechen jetzt erst mal das Geschäftliche, ja? So'n Gespräch wird bei uns unter Wahrung der Diskretion auf Band aufgezeichnet, dann wird gelöscht, und die Adresse vernichtet, sobald das Geld da ist, du schickst es an folgende Adresse: P wie Paula und dann ein Punkt und dann Siebeck, Si-e-b-e-c-k – Hauptpostamt 73, 7300 Esslingen und zwar postlagernd und per Einschreiben, ja, wenn das Geld nicht rechtzeitig da ist, müssen wir mahnen, und übergeben dann die Adresse unserm Anwalt, jetzt mußt du noch dafür sorgen, daß du ungestört bist, ja

Postlagernd, Einschreiben, ja, mhmmhm, und siebzig Mark

Ja. Wenn das Gespräch jetzt von deiner Seite aus unterbrochen wird, wenn du einfach auflegst, dann gilt das als geführt, nä.

Ja.

Okay. Hattest du nicht schon mal ein Gespräch mit mir?

Nein.

Noch nicht?

Nein.

Woher kennst du mich dann?

Mich hat jemand aufmerksam gemacht, weißt du, und hat gesagt, daß du die Nummer bist.

Aha. So. Okay. Liest du mir noch einmal die Adresse vor, wo du das Geld hinschickst?

Ja. **P Punkt Siebeck, Hauptpostamt 73, 73 Esslingen, Postlagernd, Einschreiben.**

Ja. Schön, du. Ich machs mir jetzt mal bequem, ja, das heißt, ich beschreib mich kurz, oder hat dir das dein Freund schon erzählt?

Nein, das hat er nicht gesagt.

Ich bin einssiebzig groß, ich bin etwas dunkelhäutig, hab schwarze lange Haare, ich hab braune Augen, BH-Größe fünf und Konfektionsgröße 38. Was magstn besonders in Bezug auf Sex?

Haach, weiß ich jetzt gar nicht.

Also machs dir auf alle Fälle mal bequem, ja, hast du dir's auch bequem gemacht?

Soll ich mich hinlegen, oder?

Ja, wie du möchtest.

Ja, gut, leg ich mich hin.

Also ich leg mich hin. Ich lieg auf meinem Bett, ich hab über mir zwischen Decke und Wand so einen schrägen Spiegel, im Moment hab ich noch ein schwarzes Negligée an, Schlüpfer, ich zieh jetzt meinen Schlüpfer aus, bist du auch schon ausgezogen?

Nein, noch nicht.

Noch nicht.

Soll ichs machen?

Ja.

Moment.

(Raschelraschelraschelraschel)

So. Ja. Bin ich auch ausgezogen.

Jaa, schön. Ja ich massier inzwischen schon mal meinen Kitzler, ja, mach die Augen schön zu, stell mir vor, du wärst bei mir, ja, und dann nimmst du jetzt meine Hand weg von der Fotze und beginnst mich zu lecken, magst du das gern?

Ja. E**igentlich schon.**

Meinen Kitzler in den Mund nehmen und dran saugen. Dann knie ich mich jetzt so über dich, daß ich deinen Schwanz in den Mund nehmen kann. Ich zieh da mit der Hand die Vorhaut zurück und leck dir die Eichel, mit einer Hand massier ich dir schön deine Eier. Du schiebsch jetzt deinen Schwanz ganz tief in meinen Mund rein, komm rein, ich schleck so gern deinen Schwanz, du schtecksch jetzt deine Zunge ganz tief in meine Fotze rein, ich bin schon ganz feucht, haaach, schöön, haach, jetzt press ich meine Titten zusammen und nehm deinen Schwanz aus meinem Mund, Du schtecksch ihn jetzt zwischen die Titten ja?

Ja

Aaaah, jetzt preßt du deinen Schwanz zwischen meinen Busen, aaah, hin und her, aaah

Ja

Jetzt gehst etwas tiefer, bis zu meinem Bauchnabel, legst meine Beine über deine Schultern und steckst deinen Schwanz in meine Fotze rein, komm

Ja, ja

Oouh, komm ganz tief rein, haach, stoß zu, ouhja, komm, stoß mich

Ja

Spieß mich auf, aaah, und ich kraul dir die Eier dabei

Ja

Oouh, komm, stoß zu, haaach, aaah, akhaaach, --- hat du schon gespritzt?

Nein, noch nicht

Du drehst mich jetzt um

Jawoll

Und ich knie auf allen Vieren vor dir

Wie bitte?

Ich kniee auf allen Vieren vor dir und du beugst den Oberkörper ganz weit vor, du ziehst jetzt mit deinen Händen meine prallen Pobacken nach

Sind die prall?

Jaaaah,

Ja, schön

Und jetzt steckst du deinen Schwanz ganz langsam in mein Arschloch rein, komm

Ja, der ist so dick

Mhhhm, ist das eng – jetzt stoß zu, komm, mhhmähmhng

Ja, wenn ich dir nur nicht weh tu

Aah, s'geht schon, jetzt komm ganz tief, huuuch! Aaah, ist das eng, aah, komm, steck mir gleich den Finger in die Fotze

Ja, das mach ich

Ouuh, jaaa, fick mich von allen Seiten, komm, aachoachoach, ja, komm, spritz mir deine geile Sahne rein

Ja, ich bin noch nicht so weit

Komm, stoß zu, spieß mich auf, komm, aah, komm, jetzt geh wieder raus, ich kraul dir die Eier und steck dir den Finger ein bißchen in den Arsch rein

Ja, schön, aber nicht zu tief

Nein, nur'n bißchen, weißtu

Ja, schön

Nur ein bißchen kitzeln, aah ja, ich knabber jetzt ganz leicht mit den Zähnen an deinem Schwanz

Sehr schön

Jetzt saug ich dran

Aah, jetzt saug ich dran, aaah komm, ich will alles runterschlucken

Ja, entschuldige, ich bin noch nicht so weit

Jaaa, ich saug noch fester, aaah jou, komm, jetzt lecken wir uns wieder gegenseitig, ja

Wie? Wie?

Na, du legst dich jetzt hin aufn Rücken, ja, und ich setz mich mit meiner Fotze auf dein Gesicht und dräng mich vor und jetzt nehm ich deinen Schwanz in den Mund und saug dran

Ja, gut

Jaaaah, und du leckst mir meine Fotze aus, komm

Ja, schön

Aach, komm, steck mir'n Finger in den Arsch, aaah

Den mittleren?

Aaaah ja, den mittleren, aaouaahoouah

Tut's dir gut?

Jaaa, das tut gut

Du, darf ich dich auch mal küssen?

Ja, komm, küß mich. Wo denn ?

Auf den Mund vielleicht?

Ja, komm, leg dich ganz dicht zu mir her, jetzt küß mich, ich laß meine Zunge in deinen Mund kreisen, und jetzt nehm ich deinen Schwanz und saug daran wie an deiner Zunge, àaahaah, jetzt leck ich mit meiner Zunge deine Lippen und jetzt nehm ich deinen Schwanz und schieb ihn mir tief rein. Aaahja, du bist ganz tief in mir.

Äh, Lola, hast du noch was an?

Ich hab noch a Negligée an. Soll ichs ausziehen?

Jaa! Zieh 's aus! Ziehs am besten aus, ja!

Jaaa, jetzt spür ich deinen nackten Körper auf meinem Busen.

Aach, schön! Hast du große Brüste?

Mhhm.

Schöön.

Preß dich ran an mich. Aah, schieb deinen Schwanz rein in mich und preß dich ganz dicht an mich, o yeah, komm küß mich, ouhia, gib mir deine Zunge, ich streichle jetzt deine Haare

Ja, ich hab so lange Haare, so gekräuselte, weißt

Echt?

So ziemlich lange.

Welche Farbe?

So blondbraungrau, ich bin ja nicht mehr der jüngste, Lola, ich bin ja auch schon sechsundvierzig

Sechsundvierzig, aaah

Wie alt bist du, Lola?

I bin siebenundzwanzig

A, das is a schöns Alter, schön, Lola, toll

Ouja, komm, ich dreh mich jetzt wieder auf den Bauch, das gefällt mir am besten, wenn ich auf dem Bauch liege und Du schiebst jetzt von hinten deinen Schwanz in meine Fotze rein, aah, meine Beine schiebsch ausnander und jetzt – komm! Aah, i tu ein Kissen unter meinen Bauch

Ah, interessant, dann liegst höher, gell?

Ja, jetzt komm, aah, stoß mir deinen Schwanz rein, ouhja, komm, halt mich an meinem Becken fest

Soll ich unterhaken? Untergreifen?

Jaaa. Streich mir mit deinem Finger vor den Kitzler

Mit der rechten Hand?

Ja, des is mir egal

Ja, is gut, bin scho da, bin scho

Ouuaahaa

Schön ist das mit dir, Lola

Hast du schon gespritzt?

Noch nicht, bin aber gleich so weit

So, dann nehm ich jetzt deinen Schwanz nochmal in den Mund, du liegst aufm Bett, aufm Rücken

Moment, ich dreh mich um, aufn Rücken ja?

Ja, ja, du machst deine Beine auseinander und ich leg mich jetzt davor und nehm deinen Schwanz und spiel ein bißchen mit den Fingern, zieh die Vorhaut zurück, und umkreis mit der Zunge deine Eichel, ouhjaa

Ja, das ist schön

Und mit Daumen und Zeigefinger massier ich deinen Schwanz, und dann nehm ich deine Eichel in den Mund und steck die Zunge in das Loch rein

Ja, sehr schön

Und dann schieb ich ihn mir ganz tief rein

Sitzest du jetzt auf mir?

Ouhia – nee, ich leck dir deinen Schwanz

Ah so, Entschuldigung

Und jetzt geh ich wieder weg und setz mich auf dich drauf

Also daß du praktisch auf mir drauf sitzest

Auf dir drauf

Ja, schön, dann seh ich ja dein Gesicht über mir

Auch meine Titten

Sind die schön?

Ja, schön

Prall?

Prall,ja

Schön

Ouuuaah, ja, komm, und jetzt steck ich ihn mir rein, ja

Soll ich ihn tief reintun?

Ja, ganz tief. Ouuuah ah ja

Lola, wennst a bißl schreien könntst noch

Ja, du ich reite dich jetzt

Na, schreien, nicht reiten, schreien mein ich

(sehr laut jetzt) *Ouhja, ouhjaa jajajaja*

Weißt, daß es dir gut geht

Ja, du, es geht mir sehr gut

Ouhja, ja, komm ich reite dich jetzt

Du, Lola, ich glaub ich bin gleich soweit

Komm, komm, gibs mir

Ja ja ja ächzouhjajajajajouhaöewukefsnskfggeiztöüe

Uuuuuäääähangdiehaä8uz4ecnüewtrhergfljemd

Uäääähgenoiehjggnehjgjekieng

Jfdiejtfiewhteigdmlismvujmrfc

Aah, das hat gutgetan, war Spitze, du

Du ich wünsch dir noch'n schönen Abend, machs dir gemütlich, nä

Ja, Dank dir schön, ich schicks gleich los, das Geld

Okay

Danke, Lola, bussi, tschüßi

Tschüß

Konkret 05/85, S. 32

Max Wenzel

Protokoll Bonn

Zum Weltwirtschaftsgipfel ist in Bonn wieder richtig was los. Der Bundeskanzler hat dauernd zu grüßen. Das Protokoll hat Arbeit damit. daß er seine Einsätze nicht verpaßt

»Dallas«, Texas. Gesellschaftlicher Höhepunkt jedes Jahres ist das Ewing-Barbecue auf der Southfork-Ranch. Die Vorbereitungen für das große Ereignis laufen immer gleich ab: Miss Ellie sitzt auf der Terrasse, ein blauer Lieferwagen kommt. Ein älterer, grauhaariger Mann mit einem blauen Overall entsteigt, er wird von der Millionärin freundschaftlich begrüßt, bevor es dann zum immergleichen Dialog kommt. Der Mann fragt, wie es mit dem Ewing-Barbecue stehe, welche besonderen Wünsche die Gastgeberin habe, worauf ihm Miss Ellie erklärt, daß sie alles so wünsche wie beim letzten Mal. Daraufhin bedankt sich der Herr, steigt in seinen Lieferwagen und fährt wieder davon.

Bonn ist nicht »Dallas«. Und das Ewing Barbecue ist kein Staatsbesuch. Schließlich geht es bei den Ewings immer hoch her: Zwischen zwei Partyhäppchen legt J.R. mal schnell eine Dame flach, es wird viel getrunken und getanzt, und wenn einigen etwas schwindelig im Kopf ist, gibt es auch noch eine schöne Prügelei.

So etwas soll in Bonn natürlich nicht passieren. Deshalb gibt es das Protokoll.

Bonn, Adenauerallee 99. Im zweiten Stock des grauen Kastens, genannt Auswärtiges Amt. direkt über dem Büro des Staatsministers Möllemann, ist die Abteilung 7 untergebracht. Das Protokoll.

Was Miss Ellie und Sue Ellen in Dallas in einem kurzen Gespräch und mit einen netten Nachmittag rund um den Kaffeetisch erledigen, dazu werden hier 50 Beamte benötigt. Und weil die etwas ganz besonderes sind, hören sie nicht wie andere Angestellte des öffentlichen Dienstes auf so ordinäre Titel wie Inspektor, Oberinspektor, Regierungsrat, Oberregierungsrat, Regierungsdirektor oder Ministerialrat, nein, hier lauten die Dienstgrade: »Konsulatssekretär« (Besoldungsgruppe A9), »Konsulatssekretär 1. Klasse« (A10), »Legationsrat« (A13), »Legationsrat 1. Klasse« (A14), »Vortragender Legationsrat« (A 15), »Vortragender Legationsrat 1. Klasse« (A16/ B3) und Amtsrat oder Oberamtsrat, aber die Titel haben einfach noch keinen Stil, keine Klasse.

Die Stube eines solchen Amtsrates ist klein und mickrig. Kaum zehn Quadratmeter groß ist sie vollgestellt mit einem Schreibtisch, Aktenschränken, zwei abgewetzten Besuchersesseln und einem kleinen Tisch. Nichts würde diesen Raum von einer x-beliebigen Amtsstube unterscheiden, wären da nicht die vielen Bilder auf den Schränken mit Leuten, die man alle aus dem Fernsehen kennt. In Dreier- und Viererreihen stehen da die wichtigsten Politiker der Welt, dazu noch der Papst und die ganze Bonner Szene. Alle haben dem Amtsrat eine persönliche Widmung auf das Bild geschrieben. Als Dank für seine Dienste. Einen ganz besonderen Platz nehmen Ronald und Nancy ein. Neben dem 30 Zentimeter hohen Bilderrahmen steht ein ebenso hoher silberner Fahnenmast mit einer kleinen US-Flagge.

Bonn ist nicht »Dallas«, aber dieses schlaffe Fähnchen bringt Glanz in das sonst so kümmerliche Zimmer und verrät etwas von den unerhört wichtigen Aufgaben des Beamten, der da am Schreibtisch sitzt.

Hinter sich hat er die Weltkarte, vor ihm liegt ein Schmierzettel und darauf beginnt er die Planung für jeden großen Staatsbesuch. Am Ende wird aus seinen Notizen ein nur in einer Auflage von 30 bis 40 Exemplaren gedrucktes Taschenbuch, in dem der Ablauf eines Staatsbesuches minutiös festgehalten wird.

Der Amtsrat nennt es »Drehbuch«, und schon schleichen sich wieder Assoziationen zur Show, zum Theater ein. Also doch »Dallas« in Bonn? Das Ewing-Barbecue sieht immer aus wie ein netter Kindergeburtstag für Erwachsene. Ein Staatsbesuch in Bonn ist zuallererst dem tierischen Ernst von Beamten überlassen. Die sprechen von Logistik, von Management und benutzen modernste Computertechnologie, um den Besuch bis ins kleinste Detail vorzubereiten. »Weil keine der beiden Seiten überrascht werden will.«

Mehrere Monate, manchmal sogar ein Jahr im voraus beginnen Planung und Vorbereitung für einen Besuch. Der erste Schritt ist »das Aushandeln«, um überhaupt zu einem »Besuchsvorhaben« zu kommen: »Du warst zu einem offiziellen Besuch hier, nunmehr werde ich zu einem offiziellen Besuch geladen.« Oder: »Du warst beim Arbeitsbesuch, nun komme ich zu einem Arbeitsbesuch.« Es kann aber auch sein, daß man sagt: »Jetzt haben wir uns schon so oft zu einem Arbeitsbesuch getroffen, jetzt ist mal ein Staatsbesuch an der Reihe.« Natürlich ist allen der Staatsbesuch am liebsten. Das ist schließlich das Beste, was ein Gast in Bonn kriegen kann, sozusagen: 1. Klasse. Ein Arbeitsbesuch ist viel weniger wert. Staatsbesuch ist immer dann, »wenn sich zwei Staatsoberhäupter für die Öffentlichkeit sichtbar treffen, mit dem Zweck und dem Willen, damit auch einen Akt der Repräsentanz zu machen, der Darstellung der guten bilateralen Beziehungen zwischen zwei Ländern.« Anders als in »Dallas«, wo J.R. selbstverständlich seinen Erzfeind Cliff Barnes einlädt, um ihn beim Fest ordentlich zu beleidigen, ihm einen Whisky ins Gesicht zu schütten und mit der Faust nachzuschlagen, werden in Bonn nur gute Kumpel eingeladen, die sich auch fein zu benehmen wissen. »Das ist genauso, wie wenn Sie einen Gast zu sich nach Hause' einladen. Entweder laden sie ihn überhaupt nicht ein, das wäre am besten, wenn Sie ihn nicht mögen, aber

wenn Sie ihn mögen, dann tun Sie ja auch das Beste für ihn und erwarten es ja auch, wenn sie zu ihm kommen wollen. Genau das gleiche ist es bei uns. « Alles wie zu Hause - so einfach kann große Politik sein. Man muß sie nur mit den Augen eines Amtsrates sehen.

Hat also der Handel auf dem diplomatischen Parkett geklappt und alle Beteiligten sind sich einig über »Staatsbesuch« oder »Arbeitsbesuch«, dann beginnt die Arbeit des Amtsrates mit der immer gleichen Frage: »Wie haben wir es beim letzte Mal gemacht.« Dazu wirft er dann nicht nur einen Blick in seine Akten, er sieht sich auch, zusammen mit den zuständigen Begleitern des künftigen Gastes, einen Film an, in dem alle protokollarischen Details festgehalten sind. In den anschließenden Gesprächen darf der Gast seine Wünsche äußern: Welche Gesprächspartner? Welche protokollarische Darstellung und Wahrnehmung erwartet er? Wie groß wird die Delegation sein? Welche Reisen in die Bundesländer möchte er machen? Welche Besuche bei Unternehmen hätte er gern? Wo soll es welche Essen geben? Wer hält wann wielange eine Rede? Welche Pressekontakte sind erwünscht?

Die Vorbereitung geht bis ins kleinste Detail: wer mit wem in einem Auto fährt, wer neben wem an einem Tisch sitzt. »Bei Tisch muß eine gewisse hierarchische Ordnung eingehalten werden, weil man sonst nicht jeder Person den gebührenden Respekt verleiht. Es gibt Regeln, wie es unter bestimmten Bedingungen aussehen muß, aber da gibt es immer ein, zwei, drei Alternativen. Das, was dann die Feinheit des Protokolls ausmacht, was als Geste von der anderen Seite anerkannt werden kann und damit wieder eine Funktion hat, als eine besondere Geste, als eine besondere Freundlichkeit, Höflichkeit, drückt sich eben darin aus, wie man mit den Regeln so spielt, daß die optimale Alternative gefunden wird.«

Was sich hochkompliziert anhört, was im Fernsehen so bedeutungsvoll aussieht, daß man glaubt, das Schicksal der Nation hänge daran, ist letzten Endes gar nicht schwierig: »Die Tätigkeit ist vergleichbar einem Reisebüro. Das ist genau, wie wenn sie eine Reise von Senioren vorbereiten, die wollen ja auch wissen, was los ist.«

Unsere Bonner Seniorengruppe will es ganz genau wissen. Haarklein plant der Amtsrat in seinem Drehbuch jede Bewegung vor: »... der Herr Bundespräsident geht drei Schritte vor, verharrt eine Sekunde auf Position 2 mit gesenktem Kopf, ordnet dann mit der linken Hand die Kranzschleife...«.

Das Risiko des Amtsrates: Opas sind vergeßlich. Ständig muß er auf der Hut sein, daß die »hohen Herren« nichts falsch machen. Das erfordert viel Konzentration, ist aber gerade der Reiz der Aufgabe. Die Politiker bewegen sich genau gemäß Regieanweisung aus dem Drehbuch des Amtsrates. Das macht ihn schon ein wenig stolz. Und wenn mal einer aus der Reihe tanzt? Muß man - wie in »Dallas« - gleich mit einer Schlägerei, mindestens aber einem unflätigen Wort rechnen? Der Amtsrat hat an alles gedacht: »Dann wird natürlich auch die Sicherungsgruppe eingeschaltet. Wie ist der Mann zu sichern? Ist der Mann gefährdet? Wie sieht die Gefährdung aus? Ist auf ihn ein Attentat anzunehmen? – Weil, das bedeutet für uns wieder, daß wir Ärzte dabei haben müssen, den Sanitätskrankenwagen, damit der Mann vielleicht noch auf die Bahre kommt, falls da was passiert.«

An alles muß er denken. Das bringt den Amtsrat manchmal arg ins Schwitzen. Aber er hat ja schon vorher gewußt, wer nicht »gesund, flexibel und mehrsprachig« ist, der sollte »lieber dahingehen, wo Abrechnungen gemacht werden.« An die Stelle, wo das Geld ausgegeben wird, gehören ganz andere Leute. Da kennt man keinen Achtstundentag.

»Die Staatsbesuche kommen nicht von acht bis viertel vor fünf und die kommen auch manchmal samstags und sonntags.« Rücksicht nehmen die nicht.

Der Amtsrat muß trotzdem nicht jammern: in der kalten Jahreszeit kann er sich fast zum Winterschlaf zurückziehen. Auf Schloß Augustusburg, wo der Bundespräsident den Staatsgästen immer ein Essen gibt, hat der Landeskonservator das Heizen verboten. Staatsbesuche finden deshalb frühestens ab 15. März statt und im November ist die Saison schon beendet.

Auch sonst muß sich der Amtsrat die Hände nicht schmutzig machen. Er überwacht, plant, gibt Anweisungen. Für die Koffer sind dann die Gepäckmeister zuständig. Das Flaggenhängen am Sonntag, wenn montags der Besuch kommt, das Ausrollen des Teppichs und das Aufstellen der Blumen erledigen beauftragte Firmen. An diesen Kleinigkeiten kann der geschulte Beobachter gleich erkennen, was für ein Besuch ins Haus steht. Der rote Teppich liegt zwar immer aus, auch beim Arbeitsbesuch ist er mindestens zehn Meter lang und vier breit, doch beim Staatsbesuch kann er leicht 30 Meter lang werden.

Beim Staatsbesuch wird das Flugzeug des Gastes zudem an der Grenze von Düsenjägern der Bundeswehr erwartet. Dieser »Ehren-Jagdschutz« besteht aus je zwei Starfighter- oder Tornado-Kampfflugzeugen, die die Maschine des Gastes begleiten, bis sie am Flughafen eintrifft. Wenn der ausländische Politiker dann ausgestiegen ist, verabschieden sich die Begleiter durch einen Überflug in 300 Meter Höhe. »Es folgt das Salutschießen, um zu zeigen, unsere Kanonen sind leer, du bist herzlich willkommen, du hast nichts zu befürchten.« Ansonsten ist der Empfang am Flughafen für das Protokoll nur ein »technischer Stop-over«. Der Chef des Protokolls holt den Gast ab und bringt` ihn zur eigentlichen Begrüßung zum Amtssitz des Bundespräsidenten, zur Villa Hammerschmidt. Daß die 21 Böllerschüsse schon am Flughafen abgefeuert

wurden, hat einen einfachen Grund: in Bonn sind sie wegen der vielen Krankenhäuser verboten.

Bereits am Flughafen wird deutlich, wie hoch der Besuch ist. Hängen 24 Flaggen und steht eine Ehreneskorte von 15 Krädern bereit, so ist es ein Staatsbesuch. Bei »kleiner Ausschmückung«, sieben Fahnen und sieben Kräder, ist es nur ein Arbeitsbesuch. Zum Staatsbesuch gehört auch die Stadtbeflaggung, während beim Arbeitsbesuch nur die Gebäude beflaggt werden, die der Gast aufsucht. Beim Bundespräsidenten erwartet den Staatsgast eine »Ehrenkompanie« der Bundeswehr, die der Gast zusammen mit dem Bundespräsidenten abschreitet. Dazu gibt es den Trommelwirbel, das »Ins-Gewehr-treten« der Soldaten, die Nationalhymnen. Nach der Vorstellung des Diplomatischen Corps steht am ersten Tag auf jeden Fall eine Kranzniederlegung, die Eintragung ins goldene Buch der Stadt Bonn und ein Essen des Bundespräsidenten auf dem Programm.

Der zweite Tag ist für die eigentlichen politischen Gespräche mit dem Kanzler, dem Außenminister und Vertretern der Wirtschaft reserviert. Da bleiben die Herren dann unter sich. Ihre Frauen, die sonst bei jeder Begrüßung, bei jedem Essen, einfach bei jedem Schritt dabei sind, müssen sich selbst beschäftigen. Das Protokoll hat »Damenprogramm« angesagt. Da zeigt Frau Genscher der Frau des Gastes schon mal die Bonner Innenstadt, ein anderes Mal wird eine Schule besichtigt.

Zur Übernachtung werden die Staatsgäste abends zum Schloß Gymnich gebracht. Der Amtsrat muß dann aufpassen, daß er nicht in den falschen Wagen steigt. Sicher würde er gern ganz vorn, im ersten Wagen hinter dem Polizeileitfahrzeug und noch vor der Ehreneskorte mit den 15 Krädern sitzen, doch der Platz ist dem »Legationsrat 1. Klasse« vorbehalten. Und auf die Ehreneskorte folgt natürlich erst der Staatsgast, dann ein Sicherungsfahrzeug, anschließend der Wagen mit der Frau des Gastes, dann ein weiteres Sicherungsfahrzeug, danach die Wagen der Delegation (jeder mit höchstens zwei Passagieren besetzt) und erst ganz am Schluß, im vorletzten Auto dieser oft bis zu 20 Fahrzeugen langen Wagenkolonne, vor dem Polizeischlußfahrzeug, darf der Amtsrat einsteigen.

Es liegt also noch viel Weg vor ihm bis zur Spitze. Aber, ein Trost, von jedem Besuch bleibt ihm ja ein Foto mit persönlicher Widmung. Und wer weiß, vielleicht sitzt er eines Tages ganz vorn und vielleicht haben wir eines Tages »Dallas« in Bonn. Nachdem es der Schauspieler Ronald Reagan geschafft hat, US-Präsident zu werden, sollte es auch für JR-Larry Hagman möglich sein.

Einiges spricht dafür, daß eines Tages Präsident Hagman nach Bonn kommt. Für unseren Amtsrat – dann hoffentlich »Legationsrat 1. Klasse« oder besser noch: »Vortragender Legationsrat 1. Klasse« – wird es dann leichter mit den Vorbereitungen. Er sagt dem Mann mit dem blauen Lieferwagen einfach: »Alles wie beim letzten Mal.« Und wir freuen uns auf eine handfeste Schlägerei, mindestens aber eine Tortenschlacht in Schloß Augustusburg. Natürlich als Live-Übertragung im Fernsehen. Von dem Spaß wünschen wir uns dann jede Woche eine neue Folge und gucken nie mehr »Dallas«, nur noch »Bonn«!

Konkret 05/85, S. 39

Konrad Ege

Reagans Ordnung

Die alte Rechte bestimmt die Politik der US-Präsidenten wie es den Bedürfnissen des Kapitals entspricht

Die meisten Linken in den USA haben es schon lang aufgegeben, von »Revolution« in ihrem Land zu sprechen. Wer heute Grundsatzpapiere für eine »Revolution« in den USA ausarbeitet, trägt dunkle Anzüge und weiße Hemden. Es sind Männer des rechten Flügels der Republikanischen Partei, die unter der Regierung Reagan den Kurs der Partei bestimmen. Innenpolitisch wollen die Konservativen, denen Richard Nixon zu liberal war, zurück in die zwanziger Jahre, als die freie Marktwirtschaft ohne irgendwelche Restriktionen regierte, als man von »liberalen« Sachen wie Umweltschutz noch nicht gehört hatte, und als die Schwarzen und Frauen noch wußten, daß sie in der Politik nichts verloren haben. Außenpolitisch will man zurück in die fünfziger Jahre der uneingeschränkten militärischen Überlegenheit.

Anhänger der konservativen Bewegung sind vor allem weiße Männer, die ihren privilegierten Gesellschaftsstatus bedroht sehen von den Reformen der sechziger Jahre. Sie sind verunsichert über den Zerfall der guten alten Normen, über sexuelle Freizügigkeit, Abschaffung des offiziellen Schulgebets, über steigende Kriminalität und über die Legalisierung der Abtreibung.

In den siebziger Jahren wurde aus diesen verunsicherten Bürgerinnen und Bürgern eine schlagkräftige reaktionäre Bewegung. Ein paar rechtsextreme Millionäre aus der Erdölindustrie und der Bierbrauer Adolph Coors, ein persönlicher Freund Reagans, gaben Millionen für den Aufbau dieser konservativen Bewegung aus. Richard Mellon Scaife mit seinem Gulf Oil Vermögen stellte allein über 100 Millionen Dollar zur Verfügung. Über ihre Stiftungen Howard Pew Memorial Trust und Samuel Noble Foundation ließen auch Sun Oil und der unabhängige Erdölsucher Noble Millionen auf die Konten der Ultras fließen. Multinationale Konzerne fingen erst gegen 1980 an, die Konservativen massiv zu unterstützen. Zusätzlich treiben die Rechten durch gut organisierte Spendenaufrufe Geld ein.

»Revolution« bedeutet für die Rechten, die Funktion der Regierung neu zu definieren. Für die konservative Bewegung ist die Regierung nur dazu da, die wirtschaftlichen und politischen Interessen der USA im Ausland militärisch zu verteidigen und zu Hause für Recht und Ordnung zu sorgen. Wirtschaftspolitisch soll die Regierung lediglich Gewähr leisten, daß die freie Marktwirtschaft nicht behindert wird. »Amerikas wirkliche Energie kommt nicht von der Regierung«, heißt es dann auch in einem vom Republikanischen Forschungskomitee herausgegebenen Grundsatzpapier, »sondern von den Millionen der guten Herzen und kreativen Denker... Die Regierung kann die Zukunft am besten willkommen heißen, indem sie die Bahn frei macht. Wir schlagen langfristige Reformen vor, die die Regierungsausgaben begrenzen und das Geld seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückgeben würde, dem Volk«.

Oberstes Gebot für Reagans zweite Amtsperiode, gibt David Sanders von der Lobbyorganisation Conservative Caucus an, sei die Abschaffung der progressiven Einkommenssteuer und die Einführung einer zehnprozentigen Einkommenssteuer für alle. Sanders meint, daß eine solche Steuerreform – die einer massiven Steuererleichterung für die Mittelklasse und die Reichen gleichkommt – die Kaufkraft vergrößern und, nach den Gesetzen der freien Marktwirtschaft – mehr Nachfrage, mehr Angebot – die Produktion steigern würde, was wiederum mehr Geld in die Staatskasse bringen würde, obwohl die Belastung für den einzelnen verringert wäre. Auch die untere Einkommensschicht würde davon profitieren, und so könne man bald ganz auf Sozialprogramme verzichten, was wiederum helfen würde, das Haushaltsdefizit zu vernngern.

Ronald Reagan glaubt das. Nicht so die meisten Wall-Street-Bankiers. Als Reagans 25prozentige Einkommenssteuerermäßigung im Sommer 1981 in Kraft trat, fielen die Aktien rapide. Die Bankiers befürchteten ein noch höheres Haushaltsdefizit. Die rechten Ideologen und ihre finanziellen Paten sind sich auch heute zum Thema Einkommenssteuer noch nicht ganz einig. Ein Herz und eine Seele sind sie aber zum Thema »Einkommenssteuer für Unternehmer«: Weg damit! Diese Steuer, forderte Norman Ture von der Heritage Foundation (Stiftung für das Erbe) solle ganz abgeschafft werden.

Die Heritage Foundation in Washington sieht sich als die Denkfabrik der rechten Revolution. Zu den Heritage Mitarbeitern gehören zahlreiche ehemalige Offizielle der Reagan-Administration, und an die 40 Heritage-Mitarbeiter sind in der ersten Amtsperiode Reagans mit Posten im Weißen Haus und in den Ministerien bedacht worden. Kurz nach Reagans Wiederwahl letzten November veröffentlichte die Foundation einen 564 Seiten langen Forderungskatalog für die Administration mit dem anspruchsvollen Titel »Auftrag zur Führung – die konservative Revolution fortsetzen«. Heritage-Foundation-Direktor Edwin Feulner kann damit rechnen, daß Reagan sich viele seiner Vorschläge zu Herzen nehmen wird. Viele der Forderungen, die die Stiftung der Administration 1981 präsentiert hatte, wurden angenommen. Den neuen Forderungskatalog kommentierte Justizminister Ed Meese: »Ich bin überzeugt, daß 'Auftrag zur Führung'... eines der bedeutendsten Dinge ist, von denen sich der Präsident, und seine Umgebung leiten lassen können. Jemand, der Ronald Reagan so gut kennt wie ich, kann sagen, daß er den Bericht persönlich benutzen wird, und daß daher dieser wichtige Beitrag eine gute Vorstellung von dem liefert, was in den nächsten Jahren in diesem Land passieren wird.«

Neben der Steuerreform fordert »Auftrag zur Führung« u.a. die Abschaffung des Mindestlohns für Jugendliche (er sei an der hohen Jugendarbeitslosigkeit schuld), den Übergang von der staatlichen zur privaten Rentenversicherung, noch mehr Kürzungen im Wohnungsbauprogramm, weitere Streichungen in Sozialprogrammen und Arbeitspflicht für Sozialhilfeempfänger in Regierungsprojekten. Der Abgeordnete Newt Gingrich, ein weiterer rechter Oberdenker, geht noch weiter: Arbeitslose sollen zur Arbeit in Projekten der öffentlichen Hand gezwungen werden, wenn sie Arbeitslosengeld bekommen wollen.

Außerdem will die Heritage Foundation viele Arbeitsschutz-, Bürgerrechts- und Umweltschutzgesetze schwächen; sie würden nur die Entfaltung des Unternehmergeistes behindern. So sollen die Genehmigungsverfahren für Atomkraftwerke verkürzt und Naturschutzparks zur Erdölsuche freigegeben werden. Außerdem möchte Heritage das gesamte Energiewesen neu gliedern.

Die Energieindustrie kann mit den Empfehlungen der Heritage Foundation zufrieden sein. Sie zeigt sich auch gerne erkenntlich. Die Unternehmerzeitschrift »Dun's Review« berichtete schon im ersten Amtsjahr Reagans, daß immer mehr Geschäftsführer trotz mancher Vorbehalte Schecks an Heritage schicken. »Eine wachsende Zahl von Geschäftsführern fühlt, daß es sich lohnt, Heritage zu unterstützen – wenn auch nicht immer für ihre Position, so doch für ihren neugefundenen politischen Einfluß.« »Heritage ist heute eine der einflußreichsten Stiftungen im ganzen Land«, wird ein Chase-Manhattan-Bank-Mann zitiert.

In den siebziger Jahren war Heritage wie der Rest der Rechten größtenteils auf Spenden von Einzelpersonen und einige große Geldgeber angewiesen: Adolph Coors, Richard Mellon Scaife, die Noble Foundation und John Olin, der seine Millionen durch den Vertrieb von Jagdwaffen, Kunstdünger und Schädlingsbekämpfungsmittel verdient hat. Heute spendiert etwa ein Fünftel der 500 größten Konzerne des Landes für die Heritage Foundation. Dazu gehört Coca Cola, IBM, Ford, Firestone, Readers' Digest und General Motors.

Die Heritage Position zu militärischen- und außenpolitischen Fragen spiegelt sich ebenfalls in der Haltung der meisten Großkonzerne wieder. Für das amerikanische Big Business ist Detente tot, sie hat sich nicht als profitabel erwiesen, da die meisten kommerziellen Ost-West Verbindungen nicht über den Atlantik gegangen, sondern in Westeuropa hängengeblieben waren. Reagans Hochrüstung dagegen ist eine Goldgrube. Der Heritage Bericht »Auftrag zur Führung« fordert, die USA müsse weiter aufrüsten, die UdSSR ständig herausfordern und »prodemokratische Kräfte« in Osteuropa unterstützen, um die »kommunistische Herrschaft« zu Fall zu bringen. Außerdem sollen die USA dazu beitragen die Regierungen Afghanistans, Irans, Libyens, Äthiopiens, Nikaraguas, Vietnams, Laos und Kampucheas zu stürzen. Es komme nicht darauf an, wettert auch Robert Dolan, der Vorsitzende der Young Americans for Freedom (Mitglied: Ronald Reagan), Wege zu finden, friedlich mit kommunistischen Ländern zu leben. Vielmehr müsse der Kommunismus besiegt werden.

Nikaragua sei der »Prüfstein« der Präsidialperiode Reagans, schreibt der rechte Kolumnist Patrick Buchanan. »Wenn Amerika die leninistischen Eindringlinge im eigenen Hinterhof nicht aus dem Weg räumt, wird niemand glauben, daß die USA in der Osttürkei oder in Westberlin kämpfen werden«. Bei der republikanischen Parteiversammlung in Texas habe Reagan verkündet, so Buchanan weiter, daß unter seiner Regierung der Westen nicht einen Quadratmeter Boden an die Kommunisten verloren habe. Nach seiner zweiten Amtsperiode solle gesagt werden können, daß einmal an die Kommunisten verlorengegangenes Territorium wieder zurückgewonnen worden sei. Im Februar 1985 ernannte Reagan Buchanan zu seinem Kommunikationsdirektor.

Die konservative Revolution hat auch moralische und religiöse Komponenten – in diesem Bereich fordert sie mehr und nicht weniger Regierungskontrolle. Dadurch versuchen die konservativen Strategen, zwei Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen wirtschaftlichen Interessen zu verheiraten: Angehörige der unteren Einkommensschichten (vor allem Weiße aus dem »Bibelgürtel« der Südstaaten) mit der oberen Mittelschicht und den Reichen.

Im Zentrum der »moralischen« Forderungen der konservativen Bewegung steht das Abtreibungsverbot. Außerdem wollen Organisationen wie die »Moral Majority« Jerry Falwells, die in der rechten Bewegung eine wichtige Rolle spielen, daß die Regierung Gesetze zum Schutz der Familie erläßt – der republikanische Senator Jeremiah Denton hat gar ein Gesetz zur Förderung der Keuschheit von Teenagern eingebracht – , die staatlichen Subventionen der Familienberatungsstellen streicht, wenn sie Abtreibung als eine Möglichkeit der Familienplanung diskutieren, und Sexualkunde an Schulen verbietet.

In den nächsten vier Jahren, so ein Vertreter des Conservative Caucus, wird Reagan zeigen müssen, ob es ihm ernst ist mit seinem Aufruf zur zweiten amerikanischen Revolution. Gelegenheiten, die Revolution – die Redefinition der Funktion der Regierung – voranzubringen, wird Reagan genug haben. Sein einfachstes Mittel: den Obersten Gerichtshof umbesetzen. Wenn Reagan in den nächsten vier Jahren auch nur zwei neue Richter ernennen kann, und das ist sehr wahrscheinlich, könnte er die politische Landschaft auf Jahrzehnte hinaus verändern.

Der Wunschtraum der Rechten geht jedoch über die Umbesetzung des Obersten Gerichtshofs hinaus. Um eine langfristige Änderung sicherzustellen, wollen sie die Verfassung umschreiben. Eine verfassungsgebende Versammlung in den nächsten

Jahren – die erste seit 1787 – ist durchaus möglich. Sie muß einberufen werden, wenn 34 Bundesstaaten es fordern. 32 haben das bereits getan. Die rechten Revolutionäre wollen ein Abtreibungsverbot in der Verfassung und einen Zusatz, der vorschreibt, daß der Regierungshaushalt eine ausgeglichene Bilanz haben muß. Reagan unterstützt diesen Verfassungszusatz, obwohl sein Haushalt im letzten Jahr ein Defizit von 200 Milliarden Dollar hatte.

Ein Verfassungszusatz, der einen ausgeglichenen Haushalt vorschreibt, würde garantieren, daß die meisten Sozialprogramme eingestellt werden. Gesetze zum Umweltschutz, Bürgerrechtsgesetze und Arbeitsschutzvorschriften könnten mit einem stark reduzierten Haushalt nicht mehr überwacht werden; am Militärhaushalt würde sicherlich nicht gespart.

Konkret 05/85, S. 42

Peter Winkel

Wirtschaftsgipfel in Bonn-jetzt noch freier

Wer artig ist, darf frei sein

Der **freie** Westen tritt zusammen, um auf die letzten vier Jahrzehnte stolz zu sein. Weil die Bundesrepublik so artig war, darf sie das Ereignis ausrichten, und als Gastgeschenk empfängt sie eine noble Geste der Freunde: Was vorher war – Schwamm drüber! Schließlich hat die **Freiheit** auch hier ihre Bewährungsprobe bestanden.

Sieben Regierungschefs nehmen sich die **Freiheit,** über die Wirtschaft der Welt zu befinden, was übrigens erst durch die Überwindung des Monarchismus möglich wurde. Zum zweiten Mal in Bonn, zum elften Mal seit 1975 sind sie so **frei,** weil sie so stark sind, was einmal mehr zeigt, wie zweckmäßig eine Politik der Stärke ist. Somit liegt es in ihrem freien Ermessen, einige belanglose Randprobleme – Bankrott der armen Länder, Stagnation, Haushaltsdefizite, Verschuldung, Hochzinspolitik – bewährtermaßen zu vertagen. Es muß eben dem **freien** Markt überlassen bleiben, wann wer zuerst seine Zahlungsunfähigkeit erklärt, und wie gewaltig dann der Krach im internationalen Finanzgefüge wird. Den schwachen Ländern steht es jedoch frei, gewisse Bedingungen für Umschuldungsverhandlungen zu erfüllen, was übrigens nur eine Hilfe für die Dritte Welt ist, überzogene Ansprüche an den Lebensstandard aufzugeben und aus eigener Kraft zu gesunden.

Wobei die Höhe der Zinsen dem **freien** Spiel der Kräfte überlassen bleibt. Je höher der Kreditbedarf, desto **freier** der Gestaltungsspielraum der Banken. Und je **freier** ein Staat, desto höher der Kreditbedarf. Die USA sind ja gerade deshalb so frei, weil sie sich verteidigen wollen und zu verteidigen wissen. Für **Freiheit** kann kein Preis zu hoch sein, weshalb der Etat des Pentagon mit rund einer Billion DM genau besehen eher bescheiden wirkt. Freiheitsliebende Kapitaleigner unterstützen das amerikanische Abenteuer, indem sie ihr mühsam Erspartes uneigennützig dorthin tragen und für sich arbeiten lassen.

Jeder Mensch hat die **freie** Wahl, etwas aus sich zu machen oder zu verhungern. Daß sich die Äthiopier beispielsweise für letzteres entschieden haben, rührt anständige Menschen, und darum haben sie freiwillig und großzügig (der Bundeskanzler sogar aus öffentlichen Mitteln) gespendet, wobei ungefähr die Hälfte des jährlichen Schuldendienstes dieses bedauernswerten Landes zusammenkam, anstatt das Geld gleich den Banken zu überweisen.

Freilich soll man sich leiblichen Bedürfnissen keinesfalls zu sehr unterwerfen, wie am Beispiel bolivianischer Arbeiter gelernt werden kann, die das Land an den Rand von Chaos und Unordnung brachten. 20 Millionen vergessener US-Bürger hungern vorbildlich aus freier Arbeitsunwilligkeit, ohne größeren Ärger zu veranstalten. Ein Putsch in dem Andenland (schon wieder) könnte ein vorteilhaftes Signal für Südamerika ausstrahlen, **Freiheit** und Demokratisierung besser zu unterscheiden, als es momentan der Fall ist.

Über Mittelamerika wird auf dem Gipfel nicht gesprochen, denn niemand kann die Freiheit der USA anzweifeln, in ihrem Hinterhof zu machen, was sie wollen. Eher könnte Griechenland (schon wieder) ein Thema sein, die militärische Befestigung der **Freiheit** zu erörtern, einerseits weil in Polen die Aktien derzeit schlecht stehen, andererseits weil die Effektivität der NATO nicht oft genug unter Beweis gestellt werden kann. Sehr positiv entwickelt sich der Konflikt Iran-Irak, weil mit jedem Kriegstag die Ölförderung im Nahen Osten noch **freier** wird. Aber all das taugt eigentlich nur für den ungezwungenen, entspannten Gedankenaustausch der im Troß mitreisenden Fachreferenten.

Den Ausbruch einer goldenen **Freiheitsepoche** anzukündigen, ist dem Präsidenten der USA vorbehalten, denn in Sicht ist endlich das Ende der bedrückenden nuklearen Abschreckung, welche eine enorme Unfreiheit beinhaltet, weil man nicht einmal mehr einen vernünftigen Krieg führen kann. Frieden in Freiheit heißt nämlich, daß die Weltraumwaffen den Frieden des Westens sichern, falls die **Freiheit** mal nach Osten getragen werden muß – eine Idee, vor deren gesamtabendländischer Dimension westeuropäischer Kleinmut einfach zurücktreten muß und wird. Es besteht also begründete Hoffnung, daß der zweite, der schmerzliche Aspekt des 8. Mai, daß nämlich die **Freiheit** an der Elbe haltmachen mußte, auch mal der Vergangenheit angehören wird. Was im Interesse des Gastgeberlandes liegt, nachdem es die Tür zur deutschen Frage so lange offengehalten hat, ohne hindurchgehen zu können.

Ronald Reagan steht dafür – und dankbar darf es die Jugend an den schulischen Fernsehapparaten vernehmen, wenn er sich von Hambach aus an sie wendet – , daß der **freie** Westen nach zeitweisen Irrungen in den siebziger Jahren wieder zur Topform aufgelaufen ist. Lernziel der Unterrichtseinheit: **Freiheit** muß leben, auch wenn wir sterben müssen. Noch bevor die **Freiheitsstatue** repariert ist, leuchtet ihre Fackel in hellem Glanz – wie das Mündungsfeuer südafrikanischer Apartheid-Bullen oder die blanke Pistole, mit der ein mutiger Bürger und mittlerweile Volksheld von New York auf die Nigger in der Metro schießt. Diese **Freiheit** gibt dem Gipfel das Recht, der Welt zu sagen, was sie zu tun und zu lassen hat und die internationalen Fernsehprogramme drei Tage lang mit sieben grinsenden Gesichtern zu füllen.

Die Friedensbewegung hat **sich die Freiheit** genommen, diesmal nicht mit einer halben Million aufrechter Frauen und Männer auf die Rheinwiesen zu rücken. Sie verzichtete nicht ganz freiwillig darauf, weil ein maßgeblicher Teil in ihr die **freien** Wahlen in Nordrhein-Westfalen lieber nicht beeinträchtigen möchte. Gestandene Demokraten der älteren Generation, die es gewöhnlich danach drängt, »das Schweigen zu brechen«, verhalten sich (mehrheitlich) bemerkenswert stumm**.** Jedem steht halt **frei,** sich zum Jubiläum auf die Tradition zu besinnen und die Faust in der Tasche zu ballen. Ganz sicher wird aber damit eine wichtige Gelegenheit versäumt, darzustellen, wie sich Jesus in dieser Situation verhalten hätte.

Eine radikale Minderheit nimmt sich die **Freiheit,** am 4. Mai in Bonn zu demonstrieren. Maßlos und unverantwortlich fordern diese Leute einen totalen Schuldenerlaß für die Dritte Welt, den Austritt der BRD aus der NATO, die endgültige und vorbehaltlose Anerkennung der Nachkriegsgrenzen und sogar der Staatsbürgerschaft der DDR. Das geht zu weit! Sind diese Leute überhaupt Gewalt**frei**?

Konkret 05/85, S. 44

Hermann L. Gremliza

Wo getanzt wird und geweint

Eine Reise nach Moskau und Leningrad im April 1985

Was ist Heimat?

Die Aeroflot-Maschine aus Moskau ist Planmäßig in Frankfurt gelandet. Einer alter, schlechten Gewohnheit folgend kaufe ich den neuen »Spiegel« and lese: »Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes... rollt eine Woge sozialistischen Schwulstes von Osten her auf Berlin zu... Jedes Kuhnest ehrt die tapferen Kämpfer der Roten Armee...Die Kampagne zum '40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes', so die Sprachregelung, wurde von Moskau vorgegeben.. . In der 'Antihitlerkoalition ' hat, so die Sprachregelung, die Sowjet-Union allemal die 'Hauptlast des Kampfes' getragen...« Ich bin daheim.

Drei Tage zuvor in eisigem Wind auf dem Piskarevskoye-Friedhof von Leningrad. In Massengräbern zu je 10.000 liegen dort 500.000 Leningrader begraben, die während der 900 Tage dauernden Belagerung der Stadt durch die NS-Truppen verhungerten. Ein fröstelndes Brautpaar legt an der Ewigen Flamme seine Blumen nieder. In einem der beiden Pavillons ist das Tagebuch eines Kindes ausgestellt: »Zhenia starb um 12.30 Uhr am 28. Dezember 1941 – Opa starb um 15 Uhr am 25. Januar 1942 – Lyoka starb um 5 Uhr am 17. März 1942 – Onkel Vasya starb um 2 Uhr am 13. April 1942.« Letzte Eintragung der Tanya Savicheva: »Die Savichevs sind gestorben. Sie sind alle gestorben. Nur Tanya ist übrig.« Sie starb 1943. Die Schriftstellerin Olga Berggolts wollte ihren Mann, Nikolai Molchanow, der im Krankenhaus verhungert war, in einem eigenen Grab bestatten. Man sagte ihr: »Wenn Sie das wünschen, müssen Sie seine Leiche aus der Kapelle holen. Sie liegt ganz zuunterst.« Jetzt ruhen die Gebeine von Nicolai Molchanov in der Nähe jener Mauer, in die Olga Berggolts' Worte gemeißelt sind: »Ihr, die ihr auf diese Steine starrt, wißt: Keiner ist vergessen, nichts ist vergessen.« Eine Woge sozialistischen Schwulstes.

Was ist der Unterschied zwischen einem Krokodil und dem Zentralkomitee der KPdSU? Das Krokodil hat einen Kopf und hundert Zähne, das ZK hat hundert Köpfe und nur einen Zahn. Es wird gern und viel gelacht über die Greise im Kreml, die ihre Macht nicht an die nächste, die Generation der Mitterrands und Kohls und Andreottis abgeben wollten, bis sie jetzt plötzlich einen genommen haben, der noch jünger ist als die. Von den sowjetischen Soldaten der Geburtsjahrgänge 1922 und 1923 haben nur drei Prozent den Krieg überlebt. Das mindert die Komik so mancher »Titanic«Zeichnung etwas. Der Witz und seine Beziehung zum Unbekannten: Wer lacht noch, wenn er weiß, wo die geblieben sind, die heute um die 60 Jahre alt wären? Wir nennen Kohl ein Arschloch, wenn er sich vor Söhnen und Töchtern von KZ-Opfern damit brüstet, 1945 noch ein Bub gewesen und deshalb ganz frei von Schuld- und Schamgefühlen zu sein. Ähneln wir ihm nicht mehr, als wir glauben? Ja, wir fahren nach Auschwitz, wir gedenken der sechs Millionen. Warum nur ihrer, warum nicht in gleicher Weise der zwanzig Millionen Sowjetbürger, die Opfer des NS-Staates wurden? Warum fährt die Fraktion der Grünen nicht auch nach Leningrad? Und warum käme den meisten von uns der Vorschlag, es zu tun, ein wenig heikel vor? Nicht gerade, weil wir damals noch so jung oder gar nicht geboren waren, sondern weil wir uns dumm haben machen lassen, und manchmal auch ganz gerne. Die Amis haben uns befreit und die Russen haben halb Deutschland besetzt – mit diesem Wissen läßt es sich als bundesdeutscher Linker recht gut leben. Man weiß dann, warum Kritik an israelischen Militäraktionen den Kindern der NS-Täter nicht zusteht, es hingegen jedem unbenommen bleibt, die von den Vätern unvollständig verrichteten Dinge wider die Sowjetunion mit anderen Mitteln fortzusetzen.

Einer von den drei Prozent, Veteran des Großen Vaterländischen Krieges, Mitglied des Moskauer Komitees der Kriegsveteranen, erzählt seine ganz normale Geschichte: *Am 22. Juni 1941, als Hitler-Deutschland den Krieg begann, war ich in Bessarabien, der heutigen Republik Moldau. Wir haben als kaum ausgebildete junge Leute einen erfahrenen, tückischen Feind erlebt, erlitten Niederlagen, mußten uns zurückziehen, waren 18 Tage lang eingekesselt, haben die Waffen zerstört, die wir zurücklassen mußten, sind durchgebrochen, wurden wieder bewaffnet und an die Front geschickt, die jetzt an der Autobahn Moskau-Minsk lag, bei Borodino. Mit unserem Sieg am Kursker Bogen machten wir dem »Unternehmen Zitadelle«, Hitlers »Blitzkrieg«, ein frühes Ende. Der Panzer T34, auf dem ich saß, war durch eine Sammlung von Kolchosbauern finanziert worden. Der 12. Juli war ein sehr heißer Tag, viele Geschosse explodierten schon im Rohr, überall brennende Panzer. Die Faschisten eröffneten eine Gegenoffensive. Die Schlacht dauerte vierzig Tage. Am Ende hatten wir 3.700 faschistische Flugzeuge abgeschossen und Belograd befreit. In Moskau wurde die erste Siegessalve des Krieges abgefeuert. Am 17. Januar 1945 befreiten wir Warschau. In Lodz sah ich betende Polen mit Kerzen in den Händen vor offenen Gräbern sowjetischer Soldaten knien. Dann zogen wir über die Oder, nach Küstrin, das zur Festung ausgebaut war. Am 16. April begann der Sturm. In der Nacht ließ Marschall Shukow plötzlich 140 Scheinwerfer aufblenden. Die Hitler-Soldaten waren wie betäubt. Am 18. April war Küstrin eingenommen, am 20. April gab unser Kommandant den*

Befehl: Feuer frei auf Berlin. Auf diesen Befehl hatten wir lange Jahre gewartet. Am 2. Mai kapitulierten die NS-Truppen. Am 11. Mai erließ der Militärrat der Belorussischen Front einen Befehl zur Versorgung der Zivilbevölkerung Die Rote Armee brachte nach Berlin: 76.000 Tonnen Getreide, 68000 Tonnen Kartoffeln, 50.000 Stück Vieh. Auf unserem Weg nach Berlin hatten wir Chatyn gesehen, ein belorussischesDorf. Dort hatten die Faschisten 430 Bauernhäuser mit ihren Bewohnern niedergebrannt. An dieser heiligen Stelle des belorussischen Volkes steht jetzt eine Inschrift: »Wir haben unser Leben und unsere Heimat geliebt. Wir sind lebendig verbrannt worden. Unsere Bitte an die Überlebenden: Es sollen Trauer und Kummer sich bei euch in Mut verwandeln. Damit von nun an nirgendwo das Leben in der Flamme des Krieges verlöscht.« Ein Volk hat keine Zukunft, wenn es kein Gedächtnis hat.

Elena Rshewskaja hieß nicht immer so. Sie studierte Literatur und Philosophie, als die Deutschen kamen. Im Herbst 1941 ging sie als Militärdolmetscherin freiwillig an den Frontabschnitt vor Moskau. Dort liegt das Dorf Rshevsk, ein »Kuhnest«, am 14. Oktober 1941 von Hitlers Truppen besetzt, am 13. März 1943 befreit, heute »Märtyrerstadt«. Mit der Roten Armee zog Elena Rshewskaja nach Westen: Smolensk, Minsk, Warschau. Sie hat die verbrannte Erde gesehen: »Alte Leute, Frauen und Kinder hausten in Erdlöchern, die sie mit Stroh bedeckt hatten. Vor dem Krieg stand in unseren Schulbüchern: 'Deutschland liegt im Herzen Europas'. Deutsche Literatur und Musik waren ein wichtiger Teil unseres Lebens. An fast allen Schulen gab es Deutsch-Unterricht. Als ich später, am 29. April 1945, die deutsche Ostgrenze überschritt, sah ich, daß ein russischer Soldat an ein Haus geschrieben hatte: 'Das ist das verfluchte Deutschland'. Und das lag jetzt nur noch im Zentrum Europas.«

Schon am ersten Tag an der Front geriet ihre Einheit mehrmals unter Beschuß. Und es wurden ein paar deutsche Gefangene gemacht: »In einer Pause sah ich, wie ein verwundeter Gefangener auf einem Schlitten vorbeigefahren wurde. Ich fragte den Kutscher, einen älteren Bauern: 'Wird er erschossen?' – 'Wir erschießen Gefangene nicht!' Ich war ihm sehr dankbar. In mein Tagebuch habe ich geschrieben: 'Den Krieg werden die Nachsichtigen gewinnen. Der Gegner setzt nur auf Gewalt und Greuel. Und die Welt teilt er in Sieger und Unterworfene. Es ist gut, daß überall das Bestreben wächst, der siegenden Gewalt entgegenzutreten. '«

Elena Rshewskaja ist Schriftstellerin. Ihr Buch »Hitlers Ende ohne Mythos« hat in der Sowjetunion eine Auflage von einer Million erreicht, es ist auch in Italien, Japan, Finnland und der DDR erschienen. Sie beschreibt darin die Tage im Mai '45 in Berlin, als ihre Einheit den Befehl erhielt, Hitler zu suchen. Im Garten vor dem Führerbunker fanden sie die Leichen von Goebbels und seiner Frau, in einem Bombentrichter den verkohlten Körper eines Mannes und die Kadaver zweier Schäferhunde. Das Gebiß der Leiche war noch erhalten. Es kam in eine Schachtel, mit der sich Elena Rshewskaja auf den Weg machte, bei Hitlers Zahnarzt Vergleiche mit den Röntgenbildern anzustellen. Es dauerte, bis der Arzt gefunden war, und so lagen die erhaltenen Reste des Größten Führers aller Zeiten nachts auf dem Nachtkästchen des Gardeleutnants Rshewskaja. Henri Nannen hätte das nicht schlafen lassen. Mich übrigens auch nicht. Aber ich bin ja nicht zu Fuß von Moskau über Smolensk und Minsk nach Berlin gezogen. Das macht müde.

Wie ist sie ihren Haß auf die Mörder losgeworden? Schon als Dolmetscherin während des Krieges, in Gesprächen mit den Gefangenen. »Zungen« nannte man sie, einen Gefangenen nehmen hieß: »eine Zunge fangen«. So gern redeten die. »Man erkennt in dem Gefangenen einen Menschen der friert, der hungert, der Angst hat. Nur selten waren exemplarische Faschisten darunter. Ich erinnere mich an den Spätfrühling 1942, auf zurückerobertem Gebiet vor Moskau. Auf den Feldern Dutzende von Frauen, die selbst den Pflug zogen, denn Tiere und Männer waren tot. Da griffen deutsche Tiefflieger an und schossen auf die Frauen. Ein Flugzeug wurde abgeschossen, der Pilot konnte sich mit dem Fallschirm retten. Ich fragte ihn: 'Ihr habt doch gesehen, daß das Frauen waren?' Er: 'Ja, ich hab meinen Spaß daran.' Das war das Gesicht des Faschismus. Aber Krieg an sich ist Pathologie. Und der 9. Mai heute ist ein Fest mit Tränen in den Augen. Ich könnte niemanden auffordern, zum Militär zu gehen.« Nicht alle Veteranen feiern den 9. Mai auf dem Roten Platz. Viele treffen sich am Bolschoi Theater, an den Bäumen kleben Zettel, auf denen Witwen nach ihren Männern fahnden und Kriegsteilnehmer Treffpunkte in den umliegenden Kneipen angeben. Dorthin fühlt sich auch Elena Rshewskaja gezogen: »Dort wird getanzt und geweint.«

Ein Generalmajor, zwei Oberste und ein Zivilist vom Militärhistorischen Institut in Moskau erklären, worüber zwischen westlichen und östlichen Erforschern der Weltkriegsgeschichte gestritten werde: Erstens über die Ursache des Kriegs, zweitens über die Schuldigen, drittens über die Beiträge zum Krieg, viertens über die Ursachen der deutschen Niederlage, fünftens über die Quellen des Sieges und sechstens über die Rolle der Massen und der Heerführer. Die gängige westliche Geschichtsschreibung sage: Nicht der Faschismus war Ursache des Kriegs, sonder die Borniertheit des Führers; schuldig sind alle ein bißchen, auch die Sowjetunion; die wichtigsten Beiträge zum Sieg haben die Westmächte geleistet; zur Niederlage der Deutschen führten Fehlentscheidungen Hitlers und einiger Generäle; Quelle des Sieges war der materielle Beitrag der USA, entscheidend die strategischen Künste der westlichen Oberbefehlshaber. So – etwas krasser die reaktionären, etwas milder die liberalen – Kollegen in der Bundesrepublik. »Uns ist es nicht gleichgültig, was unsere westdeutschen Kollegen über den Großen Vaterländischen Krieg schreiben. Auch wir verheimlichen unsere Niederlagen

und Fehler nicht. Aber wenn von den zehn Bänden der Geschichte des Weltkriegs, die jetzt bei Ihnen erscheinen, nur ein einziger dem Krieg mit der Sowjetunion gewidmet ist, erleben wir wieder einmal den schmutzigsten Griff der Entsteller: das Verschweigen. Wir fragen: Wo wurde die Hitler-Wehrmacht geschlagen? Wer hat den größten Beitrag zur Befreiung Europas geleistet? 606 deutsche Divisionen standen an der östlichen Front, 170 bis 180 an allen anderen Fronten zusammen. An 93 Prozent der 1.418 Kriegstage wurde im Osten gekämpft, nur an 53 Prozent der Tage im Westen. Die Sowjetunion hat 20 Millionen Menschen im Krieg verloren, die USA 300.000. Die westlichen Alliierten haben zwei Jahre lang gezögert, eine Front im Westen zu eröffnen. Sie wollten sehen, was von den Russen übrigbleibt und nur so viel tun, daß die Faschisten sich nicht die Sowjetunion einverleiben können. Wir schätzen dennoch die Anstrengungen, die sie später unternahmen, aber die Lüge, die Anti-Hitler-Koalition habe sich um die USA gruppiert, können wir nicht hinnehmen.«

Auf die Frage, ob die Übergriffe sowjetischer Soldaten nach dem Sieg historisch erforscht seien, wird der Generalmajor etwas unwirsch: »Das sind unverhüllte Lügen. Das sage ich nicht als Militärhistoriker, sondern als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Kriegs . Ich kann schwören, daß kein Soldat meiner Abteilung irgendeine Greueltat verübt hat. Der sowjetische Soldat hat die Deutschen gefüttert, als sie nichts zu essen hatten, und verzichtete auf vieles, damit die deutsche Bevölkerung versorgt werden konnte.«

Der Oberst zu seiner Linken erlaubt sich eine Korrektur: »Die Sowjetmenschen hatten ein Recht auf Rache. Meine Mutter wurde von den Faschisten umgebracht – natürlich hatte ich ein Gefühl der Rache. Aber unsere Regierung und die politische Leitung der Roten Armee haben uns beim Überschreiten der deutschen Grenzen dazu aufgerufen, diese Gefühle zu unterdrücken. Es kann Einzelfälle gegeben haben, aber die wurden auch militärstrafrechtlich verfolgt.«

Wenn aber nicht? Nein, ich frage nicht weiter, denn ich bin zwar Journalist, aber vor allem Inhaber eines Reisepasses der Bundesrepublik Deutschland, ausgestellt zu einem Zeitpunkt, als ein ehemaliges Mitglied der NSDAP und der SA Präsident dieses Staates war.

Pedrodvorets, 25 Kilometer westlich von Leningrad: Zum Gedenken an den Sieg über die Schweden ordnete Zar Peter der Große 1709 an, ein Lustschloß zu bauen, das mit all seinem Luxus und Reichtum die Macht des Russischen Reiches bezeugen sollte. »Peterhof« tat das: mit allem, was damals gut und teuer war, von den kunstvollsten Fußböden bis zu den Deckengemälden, vom Stilmobiliar aus aller Welt bis zu der großartigen Springbrunnen-Anlage und den vergoldeten Statuen im französischen Park. Am 23. September 1941 zogen deutsche Truppen in Peterhof ein und blieben dort unter Führung des Feldmarschalls von Reichenau, bis sie am 19. Januar von der Roten Armee vertrieben wurden. Man kann ihnen nicht vorwerfen, daß sie bei den Russen keine Spuren deutscher Kultur hinterlassen hätten: Im Park fällten sie vierzehntausend zum Teil jahrhundertealter Bäume, sie zerstörten die Brunnen, raubten die goldenen Statuen, klauten alles, was nicht niet- und nagelfest war, sogar die bronzenen Türgriffe. Was von Peterhof blieb, war eine rauchende Ruine auf einem Stück Steppe. Nicht besser ging es den Parks und Palästen von Pushkin und Pavlovsk. Die Restaurierungsarbeiten begannen noch während des Krieges. Bis auf ein paar Räume ist Pedrodvorets wiederhergestellt.

Vorführung des Dokumentarfilms »Marschall Shukow« in der Moskauer Zentrale der Presseagentur Nowosti: Der große Heerführer des Vaterländischen Kriegs im Unterstand und zu Pferde, neben Stalin und hinterm Schreibtisch, begleitet von starken Kommentaren. Praesentia minuit famam – aus der Nähe scheinen Generale besonders zu leiden. Doch diese Szene werde ich nicht vergessen: In Karlshorst sitzen die militärischen Sieger am Tisch, Shukow in der Mitte, daneben seine Kollegen aus England und den USA, in Erwartung des Kapitulanten. Keine der drei Figuren weckt besondere Sympathien. Dann tritt auf: General Keitel, in Vollwichs, das Kinn hochgereckt, mit dem Marschallstab in der behandschuhten Rechten die Herren Kollegen mit einer Geste grüßend, deren Lächerlichkeit nur einem deutschen General entgehen konnte. Es fehlte der Ton: »Meine Herren, jestatte mir Kapitulation. Werte Lieben mit einjeschlossen. Werde zu Hause zu rühmen wissen . «

Die Offiziere der deutschen Truppen hatten die Tischkarten für die Siegesfeier im Leningrader Hotel Astoria drucken lassen, so sicher waren sie sich ihres erfolgreichen Überfalls. Ihre Armee zählte eine Million Mann – welche eingeschlossene Stadt ohne Nahrungsmittel, Wasser, Elektrizität und Heizung sollte vor ihr nicht kapitulieren? Bei einer Tagesration Brot von 250 Gramm für Arbeiter, 150 Gramm für alle anderen? Unter einem ständigen Hagel von Bomben und Granaten, die zum Schluß jedes dritte Haus zerstört hatten? Konnten sie sich vorstellen, daß in dieser Stadt der Komponist Schostakowitsch seine 7. Sinfonie schreiben und in der Philharmonie uraufführen werde, während in den Außenbezirken geschossen und gestorben wurde? »Die Feinde verstanden nicht, daß wir Russen, ermutigt durch die Revolution, seither große Erfahrungen in kollektiver Lebensführung gesammelt und viel Moral gewonnen hatten. Leningrads Standfestigkeit zeigte nicht nur die Unbeugsamkeit der russischen, sondern auch der Seele der Revolution. Unser Widerstand gegen den Faschismus war auch der Widerstand der Stadt Lenins, der Geburtsstadt der Revolution. In jenen Tagen schützten wir die berühmte Lenin-Statue vor dem Finnischen Bahnhof mit Sandsäcken« (Olga Berggolts).

Nach 900 Tagen, nach hunderttausend deutschen Bomben und hundertfünfzigtausend deutschen Granaten, nach dem Hungertod von 641.803 Männern, Frauen und Kindern, durchbrach die Rote Armee die Belagerung.

Vor einigen Jahren wurde in sowjetisch-amerikanischer Koproduktion ein mehrteiliger Fernsehfilm über den Zweiten Weltkrieg gedreht. In den USA lief die Serie unter dem Titel: »Der unbekannte Krieg«. Die sowjetische Fassung hieß: »Der unvergessene Krieg«.

»In der 'Antihitlerkoalition' hat, so die Sprachregelung, die Sowjet-Union allemal 'die Hauptlast des Kampfes' getragen.« – »Der Arsch ist fruchtbar noch, in den das kroch«, heißt es in der Brecht-Parodie von Kurt Bartsch

Konkret 05/85, S. 49

Valentin Falin

»Wir gehen nicht in dieses schwarze Loch«

KONKRET-Interview mit dem früheren Bonn-Botschafter der UdSSR. Valentin Falin

KONKRET: Als wir vor zwei Jahren in Moskau waren, hieß es: Wenn die Pershing 2 und die Cruise Missiles in Westeuropa stationiert werden, wird nichts mehr so sein wie zuvor. Die Mittelstreckenraketen sind und werden stationiert, in Genf wird wieder verhandelt – was ist denn nun nicht mehr so wie zuvor?

Falin: Erstens leben wir heute näher an einer Katastrophe. Früher hatten wir Vorwarnzeiten von fünfzehn bis fünfunddreißig Minuten, jetzt nur noch von sechs bis acht Minuten. Die Gefahr technischer Fehler ist viel größer geworden. Zweitens haben die Stationierung und unsere Gegenmaßnahmen die Qualität der Gefahren verschärft. Und drittens gibt es einen Zusammenhang zwischen der Stationierung der Mittelstreckenraketen und dem Sternenkriegs-Programm. Je mehr solcher Waffen vorhanden sind, um so konkreter und reeller wird die Kriegsgefahr.

Die Genfer Verhandlungen sind wirklich neue Verhandlungen und nicht die Fortsetzung der alten, die leider durch die Stationierung gesprengt wurden. Diese Verhandlungen gehen von neuen Realitäten aus. Daß wir heute über drei Komplexe sprechen, ist schon ein optischer Ausdruck dafür**,** daß diese Verhandlungen viel komplizierter geworden sind. Das schlimmste von allen Ergebnissen der jüngsten Entwicklung ist, daß wir jetzt über neue Prinzipien verhandeln sollen, weil die USA die in den siebziger Jahren gemeinsam beschlossenen Prinzipien nicht mehr gelten lassen wollen. Damals hatten wir uns darauf geeinigt, daß keine der Seiten nach Überlegenheit streben soll, daß beiden Seiten das Recht auf gleiche Sicherheit zusteht und daß die Vorbeugung gegen einen Krieg, besonders einen nuklearen, das wichtigste gemeinsame Ziel ist.

KONKRET: Warum sollen diese Prinzipien nicht mehr gelten?

Falin: Wir gehen von diesen Prinzipien aus, aber die USA wollen sie nicht mehr akzeptieren. Sie möchten anders verstehen, was in der Welt wichtig ist und was nicht, wie die Welt aussehen soll und wie die Rolle der USA und die der Sowjetunion aussehen sollen. Die USA ruinieren jetzt das geltende System der Anti-Raketen-Vereinbarungen. Sie sagen, mit ihrem Star-Wars-Programm werde es besser – wahrscheinlich. Sie sind sich nicht sicher. Wenn ihre strategische Initiative gelinge, werde es besser; wenn sie nicht gelinge, erreiche man doch günstigere Verhandlungsergebnisse. So doppelzüngig, so ohne Prinzip darf man nicht leben. Wie Goethe gesagt hat: Prinzipienlosigkeit führt früher oder später zum Bankrott. In der Politik insbesondere. Alle Schwierigkeiten, die wir im Moment erleben, sind die direkte Folge der Prinzipienlosigkeit der US-Politik. Was für diese Politik gestern gut war, gilt heute als schlecht, und alle anderen sollen das Gute für schlecht erklären. Warum?

KONKRET: Steckt nicht doch hinter allen Widersprüchen und Sprüngen der US-Politik eine ungeheuere Prinzipienfestigkeit? Haben sich die grundlegenden Prinzipien dieser Politik in den letzten fünfzig Jahren wirklich geändert?

Falin: Gewiß ist die amerikanische Politik konsequenter, als sie nach außen erscheint. Seit dem Ende des Kriegs und nur recht kurz unterbrochen durch die Zeit der Entspannung betreiben die Amerikaner eine Politik des ständigen Drucks auf die Sowjetunion: Sie wollen uns zu militärischen Ausgaben zwingen, um unsere Wirtschaft zu ruinieren und uns bei unseren sozialen Programmen Schwierigkeiten machen. Das ist das eigentliche Ziel.

KONKRET: Krieg gegen die Sowjetunion?

Falin: Keinen heißen Krieg, denn der wäre auch für die USA zu gefährlich und wird immer gefährlich bleiben, ob sie mit ihrer strategischen Initiative ein paar Schritte vorankommen oder nicht. Sie wollen uns mit immer neuen Rüstungsprojekten wirtschaftlich ruinieren, das wird auch in amerikanischen Dokumenten klar niedergeschrieben. Aber solche Spielereien sind so gefährlich, weil man diesen bösen Geist aus der Flasche befreit. Und der hat dann seine eigene Dynamik, er beginnt beinahe ein selbständiges Leben. Wir müssen für eine Politik sorgen, die von der Mehrheit der Menschen akzeptiert wird und deren Entwicklung nicht von den amerikanischen Präsidentschaftswahlen immer wieder abgebrochen wird. Stellen Sie sich vor, ein Werk wie Volkswagen oder General Electric änderte alle vier Jahre seine Produktionspolitik – ich brauche kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß spätestens in acht Jahren solch ein Werk pleite wäre.

KONKRET: Wollen Sie die Präsidentschaftswahlen abschaffen?

Falin: Die können sich jedes Jahr einen neuen Präsidenten wählen, wie in der Schweiz – das interessiert uns nicht. Aber wir möchten diesen Wahlen nicht unsere Politik, unsere Interessen unterwerfen. Ein so riesiger Staat wie die USA sollte mitverantwortlich sein für die Stabilität in der ganzen Welt. Sie können zu dieser Stabilität beitragen oder sie mindern. Die Amerikaner glauben, es sei ihre wichtigste Aufgabe, Zustände herzustellen, die es ihnen erlauben, überall das zu

unternehmen, was sie unternehmen wollen, und die Interessen anderer Völker zu mißachten – wie in Nicaragua, im Nahen Osten oder sonstwo. So geht es nicht.

KONKRET: Die USA glauben aber, daß sie mit dieser Politik seit dem Amtsantritt Reagans sehr erfolgreich gewesen sind. Zum Beispiel in Grenada.

Falin: Das ist kein Erfolg. Welche besonderen Anstrengungen braucht ein so großer Staat wie die USA oder die Sowjetunion, solch ein winziges Inselchen zu erobern?

KONKRET: Die Sowjetunion ist bisher der Absicht der USA, sie in einen Rüstungswettlauf zu zwingen, stets gefolgt. Sie hat sich *auch* atomar bewaffnet, erst *auch* strategische, dann *auch* taktische und schließlich *auch* Raketen mittlerer Reichweite entwickelt und stationiert. Wird die Sowjetunion dem amerikanischen Star-Wars-Programm wieder mit einem entsprechenden Rüstungsprogramm folgen?

Falin: Von den 25 wichtigsten Rüstungsprogrammen seit dem Krieg wurden 23 von den USA initiiert. In dieser Zeit waren wir technisch nicht weit genug, auf jeweils neue Raketen anders als mit Raketen zu antworten. Diesmal können wir wählen, wie wir antworten wollen. Nach allen wissenschaftlichen Erkenntnissen werden die Kosten für Anti-Raketen-Systeme etwa drei- bis fünfmal höher sein als die Kosten für strategische Raketen. Für den Preis eines Anti-Raketen-Systems könnte man also wenigstens drei Raketen bauen – und dabei braucht man gar keine neuen Raketen, sondern muß zu den alten nur etwas hinzufügen, für einen winzigen Preis. Wenn man etwa den Kopf einer Rakete mit bestimmten Stoffen abdeckt, braucht man zu ihrer Zerstörung, statt eines Laserstrahls von einem Megawatt, einen von zehn Megawatt. Die physikalischen Gesetze sind da auf unserer Seite.

KONKRET: Die Sowjetunion wird sich also zum ersten Mal kein gleichartiges Rüstungssystem aufzwingen lassen?

Falin: Es wäre für uns nicht weise, in dieses schwarze Loch mitzugehen, das die Amerikaner für alle bereiten. Das wäre nach meiner Überzeugung vollkommen falsch.

KONKRET: Die Sowjetunion bereitet sich auf die Feiern zum 40. Jahrestag des Sieges über den Faschismus vor. Gibt es noch Reste der damals siegreichen Anti-Hitler-Koalition?

Falin: Es gibt einen Nachlaß dieser Koalition: Völkerrechtliche Regelungen und vier Jahrzehnte Frieden in Europa. Das Wichtigste sind die Erfahrungen, die die Völker im Krieg gesammelt haben. Diese Erfahrungen haben die Struktur der Menschengemeinschaft verändert, denken Sie nur an das Ende der Kolonialherrschaft. Was nicht erreicht wurde – ein stabiler, dauerhafter Friede – , hat die selben Ursachen wie die heutigen Spannungen. Statt Zusammenarbeit wurde Konfrontation die Maxime der US-Nachkriegspolitik.

KONKRET: Vor zwei Jahren sagten Sie uns, die Sowjetunion würde ihre Truppen lieber heute als morgen aus Afghanistan zurückziehen. Ist der Tag nähergerückt?

Falin: Er ist nicht nähergerückt, weil die USA uns dort so tief wie nur möglich in den Kampf verwickelt haben. Afghanistan sieht sich heute einem Gegner gegenüber, der im wesentlichen Bürger Afghanistans als Söldner benutzt, die an modernen Waffen gut ausgebildet werden und Pakistan und andere Staaten als Hinterland benutzen können. Um einen solchen Gegner zu bezwingen, braucht man eine Überlegenheit von zehn zu eins. Sie sehen ja, wie viele tausend Menschen in der Bundesrepublik gebraucht werden, um ein paar Terrorgruppen zu bekämpfen. Die afghanische Armee verfügt über 130 - 140.000 Mann, der Gegner über 120 - 170.000. Da braucht man Zeit, viel Zeit. Wir suchen dort keinen Stützpunkt, wir anerkennen den Status Afghanistans als den eines blockfreien Landes.

KONKRET: Stünde es in der Macht der USA, die sowjetische Präsenz in Afghanistan zu beenden?

Falin: Gewiß. Wenn die USA aufhörten, Pakistan für seine Rolle sehr hoch zu dotieren, ließe sich sehr schnell ein Modus finden – mit allen nationalen Kräften in Afghanistan. Denn das ist ein künstlich gemachter Krieg, wie die Kriege im Nahen und Mittleren Osten.

KONKRET: Was ist bei dieser gespannten Weltlage überhaupt noch zu erhoffen?

Falin: Jede neue Waffe schafft neue Feinde. Wenn die Menschen überleben wollen, müssen sie sich Freunde schaffen. Man muß nicht nur auf eine Form des Krieges, den Heißen, verzichten, man sollte alle Formen des Krieges – auch den ökonomischen – abschaffen. Kalter Krieg ist die Fortsetzung des heißen und dessen Vorbereitung. Wenn man – wie die USA – sagt, Diplomatie ohne Waffe in der Hand sei nichts, dann macht man auch die Diplomatie zur Fortsetzung des Krieges. Wenn diese gefährliche Philosophie Eigengewicht gewinnt, wird sie der Menschheit eines Tages viel Böses bereiten. Entweder friedliche Koexistenz oder verschiedene Varianten der Konfrontation, deren Logik die kriegerische Logik ist: immer mehr Waffen, mehr Stärke, mehr Entschiedenheit. Wenn die USA nicht zu ihren eigenen Feinden werden wollen, dann müssen sie zu ihren Erkenntnissen der 70er Jahre zurückkehren. Der größte Feind der USA ist ihr eigener Militarismus, der zuviel Gewicht gewonnen hat, vor allem in ihrem Denken.

KONKRET: Und wenn die USA so weitermachen wie in den letzten Jahren?

Falin: Die USA verschulden sich jährlich mit 200 Milliarden Dollar. Schon jetzt zahlen sie jährlich 100 Milliarden Zinsen. Wenn das 200 Milliarden sein werden, dann müssen sie entweder ihre Rüstung einstellen oder Krieg anfangen – sonst sind sie pleite. Ob dieser Krieg so groß werden wird wie der gegen Vietnam oder größer, läßt sich nicht sagen.

Konkret 05/85, S. 52

Peter O. Chotjewitz

Unweit Florenz. Toskana. In Briefform.

Das Bild von der Toskana in den eigenen Köpfen halten viele hierzulande schon für die Toskana. Peter O. Chotjewitz hat sich auf die Wirklichkeit eingelassen. Vor Ort

Hier ist es recht putzig: Reichlich Hügel, außen drum Bergketten, aber in maßvoller Entfernung und auf jedem Hügelchen steht ein Hüttchen. Pinien, teils auf Einzelposten, teils in Pappelformation, wahrscheinlich eine Idee der »Ente Regionale per il turismo«, damit der Reisende gleich Bescheid weiß: »Aha, Toskana!« Die Hänge um die Hügel etwas steiler als sanft und die großen Felder mit einer Riesenharke durchzogen. Irgendwie verstehe ich ja, daß sie die Weinstöcke hier so militärisch antreten lassen: die müssen sich halt Stock für Stock an stramm gespannten Drähten ranken und sobald die Triebe sprießen, verlieren die scharfen Konturen sich auch. Aber jetzt, wo die Gewächse praktisch bis auf den Stock zurückgeschnitten worden sind, sieht's arg geometrisch aus und manchmal sogar wie Kunst, da die Reihen nicht immer parallel zu den Seiten der Felder verlaufen. Von den Hüppeln teils Hundegebell, teils Schlagermusik, teils Gezeter. In der Mulde zwischen den zwei Hügeln links von mir lag heute nachmittag ziemlich lang eine dicke faule Wolke.

Auch das Dorf, das am Rand der Ebene aufpaßt, daß niemand das Tal verläßt, ist ganz komisch. Morgens um elf sitzen zwei Dutzend Männer in der Bar statt zu arbeiten und haben jeder eine rosarote Zeitung vor der Nase: »Gazetta dello Sport«. Von Zeit zu Zeit läßt einer das Käsblatt sinken und ruft in den Raum: »Der neue Mittelstürmer von Cagliari hat sein Geld noch nicht eingespielt ! « Oder: »30 Milliarden für einen neuen Vorstopper; die spinnen doch!« Ab zehn gibt's im einzigen Zeitungsladen nur noch die »Unità« zu kaufen, was ich so deute, daß es die einzige Zeitung ist, die keiner kaufen will. Auf einem Stuhl hockt ein Bäuerchen, um die 60, Baskenmütze, bewegt ständig den Kopf wie Wimbledon und hat die Beine so dicht und hoch an den Unterleib herangezogen, daß die Füße auf dem Sitz vor ihm liegen.

Dieser hat, als einziger, keine rosarote Zeitung und redet kein Wort, während die anderen sich weiterhin Sportnachrichten zurufen. Vor dem Friseur stapeln sich die Wörter wie grob zugeschnittene Bauklötze mit Löchern drin, während die anderen zumeist nur den ortsüblichen Sprachfehler haben (also: »mi'ha'a hasa!« (»du willst doch hoffentlich noch nicht heim?» – das »c« vorm Vokal wie »h«, aber mit einem Hauch von »ch« im Rachen. Sobald einer brüllt: »Inter sieben Ecken, oh, Mann, schon nach fünf Minuten ! « rufen gleich drei andere hektisch zurück: »Wo? Wo?« – »Seite sieben unten, zweite Spalte von links!« – »Mann, was erzählst du mir da; das hab' ich dir doch vorhin schon vorgelesen!«

Einer kommt rein, hastig, stierer Blick, klein, dünn, aufgeregt, aggressiv, Baseballmütze auf dem Kopf, Windjacke, Rollkragen hochgerollt, Baffi, hat keine Sportzeitung mehr gekriegt. Fährt einem von hinten blitzschnell über den Kopf im Vorbeigehen, grabscht sich das Journal mit einem Griff in der Mitte und hält es einen Moment lang triumphierend hoch wie eine Fackel. Wird er sie oben anzünden oder unten? Aber nein, er setzt sich halblaut schimpfend und beginnt zu lesen. Der Bestohlene heult auf: »Gib mir sofort meine Zeitung wieder!« – »Schnauze!« Nichts zu machen. Der Kleine sieht so aus, als könnte er keinen Spaß verstehn. Vor allem nicht, wenn man ihm seine Sportzeitung wegnehmen will.

Der Bestohlene trollt sich und kriegt noch ein paar freundliche Worte mit auf den Weg (aber nicht so hart wie »vaffanculo«). Die Bar steht auf einem ummauerten Hüppel gleich neben der Kirche in einem flachen Neubau aus den 50ern mit Kino (Vorstellungen nur sonntags; letzte Woche gab's »Tootsie«, diese Woche Terence Hill und Bud Spencer) und paar Veranstaltungsräumen, alles heiter wie in einem Film von Olmi, muffig, düster, unaufgeräumt und jemand müßte dringend mal das weiße Zeug aufkehren, das der Hausschwamm permanent von der Wand auf den Fußboden rieseln läßt. Neben der Bar: Kahler, absolut leerer Raum, nicht mal ein Stuhl, nur sieben Video-Games, an denen sich abends die »ragazzi« in die Seite knuffen, die Fluppen aus dem Mund und die Mützen vom Kopf schlagen, und krakeelen, weil man sie sonst übersehen könnte; jetzt ungenutzt. Das ganze nennt sich »Zirkel der Barmherzigkeit«.

Der »Verein der Barmherzigkeit« (»Associazione della misericordia«) scheint eine ziemliche Rolle zu spielen. In allen Gemüseläden (1), Lebensmittelläden (2), Fleischereien (3), Sparkassen (1), hängen Plakate: »Iscrivetivi alla Misericardia!« (»Werdet Mitglied der Barmherzigkeit«). Das Denkmal auf dem Hauptplatz besteht aus einem riesigen, unbehauenen Feldstein, der auf einem quadratischen Betonsockel ruht. Für wen steht nicht dran. Oben drüber ein meterlanges Spruchband: »Tesseramento 1985 della Associazione della Misericordia« (Mitgliederwerbung 1985 des Vereins der Barmherzigkeit). Noch'n Plakat: »Einladung zur Gründungsversammlung eines Ortsvereins der nationalen Vereinigung italienischer Jäger heute abend um acht in der Aula des Vereins der Barmherzigkeit«. Weiter unten noch ein Spruchband über die Straße: »Wir danken unseren großartigen Olympiateilnehmern«.

Der kleine Alte mit der Baskenmütze rutscht vom Stuhl und ist weg. Einfach weg. Das kann doch nicht wahr sein. Wo isser denn jetzt? Da kommt er hinter der mannshohen Kühlvitrine hervor, die voller schokoladenbrauner, sahneweißer, grüner, rosaner, quittegelber, türkisblauer, cremig-süßer Sachen steht, teils mit Bisquiteinlage, teils ohne: »Tiramisu« (»Zieh mich rauf«), »Bongo« (»Bongo«), »Millefoglie« (»tausend Blätter«), »Zuppa inglese« (»englische Suppe«), »Torta della nonna« (»Omas Torte«), »Creme Caramelle«, und geht, tief in der Hocke und die Beine so eng angezogen, daß es aussieht, als

hätte er keine und als wären die Füße direkt am Hintern angewachsen, aber doch recht zügig aus der Bar und sagt nicht mal »arrivederci«. Draußen kommen zwei Hunde vorbei, ein langer (vorne Schäferhund, hinten Dackel) und ein kurzer (oben afghanischer Hirtenhund, unten Boxer), langsam, ins Gespräch vertieft. Der Eingeknickte stützt sich mit den Händen seitlich am Fußboden ab und die Männer hinter den rosaroten Papierfahnen nehmen nicht die geringste Kenntnis von seinem Abgang. Ich komme mir ein bißchen komisch vor, weil ich als einziger eine »Unità« in der Hand habe und gehe jetzt auch mal.

Ich weiß: Eines Tages werde ich das alles verstehen. Ein bißchen habe ich gestern abend schon gelernt und dabei sogar den zweiten Teil des ersten Satzes der dritten Lektion Italienisch für Anfänger einflechten können: »La zia porta lo zaino« (»Die Tante trägt den Rucksack« (»Italienisch lernen + Essen + Kochen/ab in die reine Luft zu netten Leuten«». Da war ich bei netten Leuten, zwei Fiaschi Rotwein kaufen. Neubau im neomaurischen Stil, wie er hier häufig ist. Entweder sie bauen im Neolandhausstil oder eben neoromanisch. Mann Lastwagenfahrer, Oma schwarz in dunkelgrau, Typ: stark abgearbeitete, aber immer lebensfrohe Kleinbauersfrau, weil glaubensstark und gut aufgehoben in fragloser Umgebung, neben dem offenen Kamin in der Wohnküche, die Arme um den Bauch geschlungen. »Kühl heute.« – »Mi'cha tanto.« (»Geht so . « Bei uns isses kälter als draußen.) Tüchtige Leute, die Deutschen, halten sogar ihr Wetter aus.

Opa leicht schlitzohrig, klein, zäh, Schmutzfink, Rucksack auf dem Rücken. Hat Tannenzapfen gesammelt zum Feuermachen. »Nur das rechte Bein will nicht mehr so richtig.« – »Aber am Sack kratzen, das klappt noch ganz gut, was Opa?« (Aber das habe ich mich dann doch nicht zu fragen getraut, schon weil Kollege Brinkmann behauptet, sie würden sich ständig da kratzen, die Italiener) »Cinque rnila, va bene?« Dazu grinst er leutselig durch die Zähne – je einen oben und einen unten. »Bißchen happig, oder?« Das fand er dann auch, gut acht Mark für vier Liter Rotwein, wo man einen sauberen Chianti classico schon für die Mark pro Liter kriegt, aber ich war mir nicht sicher: sollte das wirklich ein Witz sein oder hatte er sich gedacht: »Mal gucken, vielleicht ist der Kerl ja so blöd!« (Und irgendwo müssen die Mäuse für den neomaurischen Bungalow ja auch hergekommen sein.) Er schlug mir erst mal vor, gar nichts zu zahlen.

Nun also die ganze Zeit da in der Küche, während er ewig abzapfte, irgendwo aus dem Haus ein gut vernehmliches: »Rumtatta, bummbumm.« Die Signora, Mitte 30, zeigte mir dann auch die gute Stube und da standen (nicht die erwartete Schippenstil-Garnitur, sondern) vier gewaltige Strickmaschinen, motorgetrieben, drei Meter lang, ein Meter hoch, ein Meter tief. 22.000 Mark pro Stück. Momentan stricken die Dinger Halbfertigteile für Herrenpullover, anthrazitfarben mit einem Schuß blau und rot. »Können Sie denn da schlafen, nachts?« – »Nur wenn der Faden reißt, wache ich auf. Da stellt sich die Maschine nämlich ab; automatisch.« Nach und nach kam dann folgendes raus: Die Maschinen gehören den Leuten, nicht der Fabrik, die das Gestrickte in Auftrag gibt. Die Heimstrickerin muß also erstmal runde 70.000 Mark investieren, natürlich auf Pump, um dann für eine Textilfabrik in der Gegend im Akkord rund um die Uhr stricken zu dürfen; natürlich auf eigenes Risiko, wenn so eine Maschine mal kaputt geht oder mal 20 oder 30 Meter Pullovervorderteil nichts werden.

Ja, 20 oder 30 Meter. Die Maschine strickt nämlich endlos, programmgemäß, ein Vorderteil am anderen, die brauchen dann nur auseinandergeschnitten zu werden. »Machen das viele hier in der Gegend?« In jedem zweiten, dritten Haus stehen die Dinger, machen »Rattattabumm« und manch eine hat Maschinen für 300.000 Mark das Stück; da werden die Pullover aber auch entsprechend teurer. Jetzt begreift's du auch, warum alle hier im Tal einen Dachgepäckträger auf dem FIAT Panda haben, warum dauernd Autos rumfahren, die hochbepackt sind mit irgendwelchen dicken Packen auf dem Dach (Heimarbeit ist Bringschuld!), und warum zwischen den Weinbergen massenhaft riesige durchsichtige Plastiksäcke herumliegen als wäre an jeder Ecke eine wilde Müllkippe. Das sind die Abfälle, knallrot, giftgrün, himmelblau (die Modefarben der nächsten Saison), lauter Wollreste und irgendwann kommen die Arbeiter auf dem Weinberg und verteilen das Zeug. Dann sieht es aus wie lauter Frühling, von weitem jedenfalls.

Die Tochter, 17, macht Schulaufgaben. Kursus für Betriebssekretärin (»segretaria aziendale«). Die andere liefert aus. So ist das also: Daheim rasselt die Maschine in der guten Stube, Mamma bügelt und Pappa sitzt in der Bar zur Barmherzigkeit und liest eine rosarote Zeitung. Die Hüttchen auf den Hügelchen waren früher Bauernhäuser und das ganze Tal gehört einem Fürsten mit Schloß und grande fattoria (großes Gut) direkt vor meinem Fenster. Alle Bauernhöfe mit bißchen Land drumherum hießen »Pouere«. Der Bauer war Pächter, die Hälfte der Ernte kriegte der Fürscht und eines Tages (vor zehn, 15 Jahren oder so) kriegte der Fürscht die Idee, allen seinen Pächtern zu kündigen, sie aus den Häusern zu werfen und sein Tal mit Landarbeitern und modernen Maschinen selber zu bewirtschaften .

Klar wie Kloßbrühe: Ein Pachtbauer (»Colono«) mit fünf, sechs Hektar kann sich nicht das Gerät leisten, das die Trauben vom Stiel ruppt und die Brühe ins Faß pumpt (die später zu Wein wird), und erst recht keinen Bulldog mit eingebautem Rammwerk, um die Pflöcke in den Boden zu schlagen, aber das System war solange vernünftig, wie es a) überhaupt noch keine Bulldogs gab und b) die Pachtbäuerin einen Haufen Kinder kriegte, die nicht »segretaria aziendale« lernten, sondern auf dem Pachtland arbeiteten. Mit der Geburt des ersten Bulldogs wurde das System zwar ökonomisch unvernünftig, aber auf dem Land von fünfzig Pachtbauern kann bequem ein halbes Dutzend Bulldogs herumfahren. Die Pachtbauern sind jetzt Lastwagenfahrer, haben gebaut, die Pachtbäuerinnen haben Strickmaschinen in ihren neomaurischen Bungalows, die Opas, die früher auch Pachtbauern waren, haben ein Eckchen Wein hinterm Neubau und die Omas stochern im Kamin. »Sieben

Kinder, aber nur einer ist geblieben.« Die Bulldogs fahren die Strickreste auf die Weinfelder und im Prinzip unterscheidet sich das System der Strickerei nicht von der Landwirtschaft früher; Risikoabwälzung.

Die Hüttchen sind sehr gefragt: »Cercasi casa colonica ristrutturata« (»renoviertes Landhaus gesucht«) und der Fürscht hat nicht schlecht an ihnen verdient. Die Bewohner sind Städter und manche kommen nur am Wochenende heraus. Die Deutschen spinnen, weben, töpfern, schwärmen für kaltgepreßtes Öl und manche laufen in knielangen, handgestrickten Hirtenmänteln herum. Einige veranstalten Sommerkurse, über die ein deutscher Dichter eine Seite in der taz schreibt. Ach, ja, Arkadien und die dicke Köchin heißt Rosa und die Toscani sind eine große Familie. Vielleicht bewerbe ich mich ja bei der europäischen Universität der EG in Florenz um ein »Jean-Monnet-Stipendium«: »Ökonomischer und sozialer Strukturwandel in ländlichen Gebieten der europäischen Gemeinschaft anhand eines Tales bei Florenz«. Mal sehn, was der Hans Money dazu sagt. Präside der Nobel-Schule ist ja unser alter Freund Maihofer. Heute abend geh' ich erst mal auf's Frauenfest unten im Dorf (»Festa della donna«), in die »Casa del popolo«) (»Haus des Volkes«) der Pietschie (KP). Sowas gibt's hier nämlich auch: »Noi donne balliamo con i ragazzi più belli del paese!« (»Wir Frauen tanzen mit den schönsten Jungens des Dorfes ! «) . Du verstehn: Klingt verflixt nach Damenwahl am laufenden Band. Da könnte ich gute Chancen haben, nach dem, was ich bisher an bellen ragazzen hier in bel paesen gesehen habe.

PS: Nacht, freies Feld, mittlerer Orkan, Mond kullert durch Lumpenhimmel oder jagende Wolken. Die Bar des Hauses des Volkes steht voller Kerle zwischen 16 und 86, teils sitzend, teils stehend, alle ohne Getränk, keine Tische. Im Fernsehzimmer vier Landarbeiter um die 50 vor einer neapolitanischen Komödie. Im Nebenraum die fünf Billardtische voll besetzt und dicht umstanden. Hier zwei Mädelchen auf Stühlen, aber hart an den Rand gedrückt. Durften wohl nicht alleine zuhause bleiben. Einen Raum weiter: Auch nur Kerle. Ca. 60, immer vier an einem Tisch, kartenspielend, an ihren Toscani ziehend (scharfe dunkelbraune Zigarre). Viele Mützen auf ebensovielen Köpfen. Überwiegende Physiognomie: Tagelöhner beim Fürschten, Bauarbeiter im nahen Florenz. Erster Stock: Großer Saal, Neonröhren. An langen Tischen die Damen der Herren vom Parterre. Jede hat was vor sich stehn: »Jede Teilnehmerin bekommt ein kleines Geschenk.« Etwa zehn Prozent Männer,

mittlerer Jahrgang, wahrscheinlich der Ortsvereinsvorstand. Unterhaltungen unverständlich, da Wortsalat von Musik durchsetzt. »Ballo liscio« (Schieber). Verzehrt wird hier scheint's auch nichts. Eine Menge Blicke nach vorne, zur Bühne hin gerichtet. Da tanzen sechs Frauen im Geiste mit sechs jungen Männern: Zwei ziemlich dünne, zwei mittelschlanke und zwei ziemlich dicke. Auf der Bühne Stereoanlage; »gli ultimi successi di San Remo« (»die letzten Erfolge von San Remo«). »Soll ich? Aber welche? Noch dazu als Deutscher? Und wenn der Satz auf dem Plakat nur ein Witz war- wie der mit den 5.000 Lire für vier Liter Rotwein? Wie steh' ich dann da? Und Deutschland erst?« Also lieber nicht und im übrigen – da ist auf dem gemütlichen Abend jedes nordhessischen Landfrauenvereins mehr Stimmung. Frech schickt mir die Discjockeyin den Gewinner von San Remo hinterher; »I Ricchi e i Poveri« (Die Armen und die Reichen«).

Draußen ein Mazda mit drei heftig herausgeputzten Dämchen. »Wo soll's denn hingehen?« – »In die Disco nach Pistoia!« (die, die nachts im Fernsehen immer Reklame mit Striptease macht; »spoglia la tu« (»zieh du sie aus!«): wenn ein Anrufer eine Frage richtig beantwortet, legt die Stripperin einen von 50 Armreifen ab; »Welcher italienische Außenläufer schoß bei der WM 1970 das entscheidende Tor?« – »Beckenbauer!« – »Peccato!« Nach einer Stunde hat die Stripperin immer noch eine Blume im Haar.).

Der Fahrer läßt aufheulen. Auf dem Platz kabbeln sich ein paar 17jährige in Jeans mit gleichaltrigen Knaben. Die Mädchen kesse Mützen auf. Vier belli ragazzi zeigen, was sie mit ihren Böcken alles gelernt haben: Vollgas geben, losschießen, ein wenig am Lenker ziehen und ab geht's nur auf dem Hinterrad, die Hauptstraße entlang, immer rauf und runter, das Vorderrad hoch in die Luft gereckt. Ein Höllenlärm. Am liebsten ganz dicht an Mädchen ran, die Arm in Arm am Straßenrand gehen. Ist ja erst elf Uhr abends. Immerhin: Deutsches Bier in der »Casa del Popolo«, wenn auch aus Flaschen.

Konkret 05/85, S. 57

Günter Amendt

Ass You like it

Haben Sie das mitbekommen? Haben Sie diese phallische Frau um fünfzig gesehen, wie sie ihr Beinwerk ausfuhr und auf hochhackigen Pumps die Stufen einer Bühne hinab in den Schoß des Publikums glitt? Haben Sie gesehen, wie sie das Mikrophon führte, wie sie das dicke Ende behutsam um den grell bemalten, weit aufgerissenen deep throat kreisen ließ? So bestieg, in der Nacht als der »Grammy Award« vergeben wurde, Tina Turner, den Kopf zurückgeworfen und den Hintern in einen schwarzen Lederrock gezwängt, ihr Publikum.

Sie werden sagen, so was gab es schon oft zu sehen, und ich sage ihnen, so was gibt es nur selten, weil nur hundert Jahre blues und die Falten um einen welk werdenden Hals eine so makellose Stilisierung des Sexuellen möglich machen.

Und haben Sie, ein paar Nächte später, jener Drama-Queen zugeschaut, die als »Prince« in der ARD-Rocknacht live aus Syracus/N.Y. über den vernebelten Bildschirm huschte? Ein producer, ein director, ein technical director, ein production manager, ein site coordinator, ein audio consultant, ein music mixer, ein tour director, ein tour manager, ein production coordinator, ein road manager, ein stage manager, ein sound engineer, ein monitor engineer, drei guitar technicians, ein bass technician, ein keyboard technician, ein drum technician, ein property master, zwei property technicians, ein security director, ein venue director, ein director of creativ services, ein assistant to the production manager, ein production of fice assistant, ein assistant to the tour manager, neun carnera operators, drei electronic technicians, neun security Leute, ein hair-, zwei clothes- und zwei wardrobVerantwortliche, sieben sound technicians, fünft light technicians, zwei laser technicians, zwölf truck drivers, sechs carpenters und vier musicians wurden aufgeboten, um über zwei Satellitenleitungen einen geilen Ami Arsch in Stereo auf die europäischen Bildschirme zu zaubern. Ass is in. Es wurde eine prüde Sexshow, auf deren Höhepunkt »Prince« aus dem Hals einer Gitarre sein Ejakulat über das Publikum speutzte.

Doch der Junge kam schon abgewichst auf die Bühne. Die Konsistenz seines Bühnenspermas verriet die künstlerische Qualität der Show: dünn. Mehr als die Erregung eines postorgastischen Dämmerzustandes vermochte er in mir nicht auszulösen. Dr. A. sagt: Kunst ist asketisch und schamlos; Kulturindustrie ist pornographisch und prüde. »Prince« ist das industrielle Spitzenprodukt einer krisengeschüttelten Branche. »Prince« ist eine Züchtung, was bereits in »Purple Rain«, dem Film zum Video-Clip zu erkennen war, wo der Rockstar in der Rolle des Rockstars den Bewegungsdrang eines speedfreaks auslebte, der hinter *money,* der amerikanischsten aller Drogen, herjagte.

»Prince« ist begabt. Er beherrscht Kunststücke. Seine Pirouetten und Spagatsprünge sind sportlich beeindruckend und lassen auf eine tänzerische Ausbildung schließen. Der hohe Diskant seiner Stimme läßt das Ergebnis von Stimmübungen erkennen; möglicherweise aber auch nur die Folgen von Hormongaben oder die Arbeit eines Stimmband-Chirurgen – wie im Falle seines business Antipoden Michael Jackson. Und so bewegt sich »Prince«, eingetaucht in die Dampfschwaden der Nebelkanonen, im Zwielicht der Bühne. Ob er singt oder singen läßt, ob er spielt oder spielen läßt, ist schwer zu erkennen. Bänder spielen bei dieser Show buchstäblich eine große Rolle. Außer »Purple Rain«, dem song zum Film zum Video-Clip, hat »Prince« musikalisch nicht viel zu bieten. Der Song allerdings ist ein Ohrwurm und erinnert an das eingängige Pathos der alten »Moody Blues« songs. »Prince« ist der Erfinder des D&S blues, denn das nichtendenwollende Gewimmere und Gewummere einer Elektroorgel soll mit seinem dramatischen Getue nicht nur den Fortgang der Show hin zu einem neuen Höhepunkt ankündigen, es soll auch die Zeit des Dressing & Styling überbrücken.

Und alle fahren sie drauf ab. Und alle fallen sie drauf rein. Die kreischende Begeisterung des Publikums irritiert mich nicht. Das Phänomen wurde, soweit es nicht auch vom Band zugespielt wurde, bereits soziologisch präzise ausgelotet und pubertätspsychologisch abgehandelt. Wenn aber die Marketing Strategen zum Edelsten greifen, um ihr Produkt unterzubringen, und wenn Musikjournalisten in Blättern, die einmal Qualitätsmaßstäbe gesetzt haben, deren Stichworte aufgreifen und Jimi Hendrix eben mal vergleichsweise ins Spiel bringen, dann muß die Branche mehr als kränkeln. Das ist die Krise. Gigantismus ist die Antwort: Wollt ihr die totale Show?

Doch eine eigene visuelle Ästhetik, die sich aus der Musik heraus entwickelt hätte und den Rahmen von Großveranstaltungen zu füllen vermöchte, gibt es nicht – wird es nie geben solange sich noch Menschen auf den Rock'n'Roll Bühnen bewegen. Wasserspiele und Nebelkanonen, Super Laser und Extra Light Show, Luftballons und Konfettiregen, Feuerwerk und Fahnenmeer sind aufgesetzte Showelemente. Sie kommen von außen und sind meist ohne jeden Bezug zu dem, was in der Musik und auf der Bühne geschieht. In der internationalen Musikszene haben die »Rolling Stones« den wohl größten Aufwand betrieben, um sich an dieser Erkenntnis vorbeizumogeln.

In der Bundesrepublik darf Udo Lindenberg beanspruchen, sich am meisten abgerackert zu haben, eine Rockshow für ein Massenpublikum zu entwickeln. Von einer bestimmten Größenordnung an und bei entsprechenden Entfernungen zur Bühne wird das Mißverhältnis zwischen der Körperlichkeit des Zuschauers und der Körperlichkeit der Akteure auf der Bühne unüberwindbar. Da wird auch Lindenbergs wilder Tanz auf dem Piano, von der Gegengerade eines Fußballstadions gesehen, zum Flohzirkus, und die Bühne zur Verlade-Rampe.

Noch füllen sich die Rock-Arenen, wenn Sommer für Sommer neue Super-Open-Airs angesagt werden. Zumindest in Europa aber scheinen diese Giganto-Gigs an ihre Wachstumsgrenze zu stoßen. Stars, die früher alleine Hallen und Stadien füllten, werden von den europäischen Veranstaltern immer häufiger zum Programm-Mix zusammengefügt. Solche package-deals aber sind Krisensymptome einer Branche, die immer hektischer nach neuen Märkten sucht. Bevorzugter Markt des US-amerikanischen music business ist im Augenblick Lateinamerika. Zehn Nächte *Rock gegen Rio* waren erst der Anfang.

Als eine der genialsten Strategien, einen Markt zu öffnen, gilt noch immer Rockefellers Öllampen-Coup. Der Gründer der 'Standard Oil Company' (Esso) lieferte, als er die ersten Petroleumfässer nach China verschiffte, die Lampen gratis mit. Daran müssen sich die Manager der britischen Gruppe »Wham« erinnert haben, als sie beim Markterschließungs-Konzert in der VR China den Besuchern ein Gratis-tape zur Eintrittskarte in die Hand drückten. Vielleicht haben sie sich aber auch nur auf eine britische Tradition besonnen und an die glorreichen Zeiten des britischen Opiumhandels gedacht.

Rockkonzerte sind auch ein Massenerlebnis und keine intime Kammermusikveranstaltungen. Ins Grenzenlose gesteigert aber schlagen sie gegen das Publikum und die Künstler zurück.

Die für KONKRET von einem Schweizer Architektenteam entwickelte Rock-Arena will die Bedürfnisse des Publikums mit den ästhetischen Möglichkeiten der Musik wieder in Einklang bringen – jenseits von Gigantismus und Publikumsbetrug.

Konkret 05/85, S. 58

Frieda Geier

Unter dem Pflaster...

...fließt der Schmant. Ein Abstieg in die Frankfurter Kanalisation
Sauber voneinander getrennt: Oben das Reich der Freiheit, unten - nur weg mit dem Dreck - das der Notwendigkeit

Wo kein Einstieg ist, findet sich ein Motto. Von Samuel Taylor Coleridge, dem englischen Dichter aus der Romantik könnte es sein. Aus »The Ancient Mariner«, denn da heißt es, »Wasser, Wasser rings umher. Und doch kein Tropfen zu trinken.« Oder aus Schillers Räubern. Da wollte Spiegelberg, als Mohrs Bande von Dragonern, Jägern und Husaren umzingelt ist, er wäre, oh !, doch lieber in Jerusalem geblieben, worauf Schweizer ihm antwortet: »So wollt ich doch, daß du im Kloak ersticktest, Dreckseele du.«

Das sind nicht die feinsten Verkehrsformen, derer sich die Herren in den Böhmischen Wäldern bedienen, aber darum geht es nicht, vielmehr handelt es sich beim folgenden Telefonat um einen Originalmitschnitt:

»Kommen Sie zwischen halb und acht in die Rittergasse.«

»Die Rittergasse.«

»Ja. Sie bekommen dort Gummistiefel, eine Arbeitsmontur und einen Kanalmeister, der mit Ihnen gehen wird, am 5. März.« »Am 5. März.«

»Ja – aber nur wenns nicht regnet oder taut.«

Das war am 14. Februar, der Termin noch weit hin. Heute ist der 1. März, und ich habe eben erst erfahren, daß Leonardo da Vinci 1484, dem Jahr nach der großen Pest, eine in zwei Stufen sich erhebende Stadt entworfen hat. Der tieferliegende Teil sollte der Notdurft, dem Verkehr und dem Erwerbsleben dienen, durchzogen sein von Kanälen und Kanalanlagen. Die Oberstadt, durch Rampen und Wendeltreppen von der unteren her zugänglich, war als Stätte der Entspannung und des Lebensgenusses gedacht.

Ein großartiger Entwurf, in dem durch die Trennung des Reiches der Freiheit vom Reich der Notwendigkeit die Gefahr der mörderischen Seuche gebannt werden soll. Jene Entwürfe, die zu Beginn des modernen Städtebaus im 19. Jahrhundert uns die heutigen Kanalanlagen, zumindest deren Prototyp, beschert haben, nehmen sich hausbacken und bescheiden aus neben Leonardos Idee von der Stadt auf zwei Ebenen.

Es hat ja lange gedauert, für viele zu lange, bis der gröbste Dreck von der Straße und kontrolliert unter die Erde kam. Tausende waren schon von Typhus, Pest und Cholera dahingerafft. Es mußte zuerst einmal die industrielle Revolution stattfinden, die die Menschen vom Land in die Städte zog, dann die Cholera von Frankreich aufs prosperierende England übergreifen. Das war 1831. Bis dahin hatten sich die hygienischen Zustände in den ausufernden Städten derart zugespitzt, daß die Gesundheitsbehörde gezwungen war einzugreifen, aus Angst vor einem Massensterben.

Nichts anderes hat Leonardo da Vinci bewogen, seine Stadt zu entwerfen. Nur war er weitsichtiger, hat mit der Notdurft zur Eindämmung der Pest gleich das Erwerbsleben in die Unterstadt verwiesen, dazu den Verkehr. Die Notdurft haben wir inzwischen im Griff, da sind wir auf der Höhe seines Konzeptes; Anstrengungen, zumal in Ballungsräumen, machen wir mit dem Verkehr (U-Bahnen, Unterführungen); nur mit dem Erwerbsleben, da tun wir uns schwer.

Es kann also keine Rede davon sein, daß ich am 5. März aus der »Stätte der Entspannung und des Lebensgenusses« hinabsteige in die Frankfurter Kanalisation. Ein Vorhaben, das mir, je näher es kommt, umso unangenehmer wird. Oh! wär' ich nur geblieben. So aber setze ich aufs Wetter, auf Regen oder schmelzenden Schnee, denn »selbstverständlich können Sie da nur runter**«,** sagt Bauoberrat Köhler, Betriebsleiter im Entwässerungsamt, »wenn es nicht regnet oder taut«.

Das Regen- und Schnee(schmelz)wasser, gurgelnd und tosend stürzt es durch die Schächte ins Röhrengeflecht, verwandelt im Nu Abwasserrinnsale in Sturzbäche; schnell gefährlich schnell wird's dann eng in den Kanälen.

»Es regnet«, schreit der Posten am Kanaldeckel in den Einstiegsschacht.

»Es regnet«, schreit der Posten am unteren Ende des Einstiegsschachtes in den Kanal.

»Es regnet«, schreien die Arbeiter im Kanal und ihr eigenes Echo treibt sie nach oben – in den Regen.

Der fließt, durch eine Öffnung in der Straße oder im Randstein, die mit einem gußeisernen Rost abgedeckt ist, über einen Schlammfang, einen rechteckigen Kasten, in dem sich all das absetzen kann, was das Rohr verstopfen würde, durch das der Regen jetzt, gurgelnd und tosend, hinabstürzt in die Kanäle, und die Arbeiter tun gut daran, nicht drinnen sondern draußen im Regen zu stehen.

Der Kanaldeckel. Er sitzt in einem Rahmen am oberen Ende des Schachtes, bei begehbaren Kanälen im allgemeinen 100 bis 150 Meter, bei Rohrkanälen 40 bis 80 Meter vom nächsten entfernt. Er hat, mit Ausnahme derer auf den Bürgersteigen,

Entlüftungsschlitze. Auch um die Belüftung der Kanalisation ist es bestens bestellt, die Gefahr also daß man im Kloak ersticket, minimal. Aber wie groß ist denn der Kanaldeckel? Passe ich da durch? Nur, haben Sie schon einmal das Geräusch gehört, das ein Kanaldeckel macht, der, an zwei Eisenhaken aus der gußeisernen Fassung gewuchtet, über das Trottoir gezogen wird? Das schrappt, das schrappt so entsetzlich, daß sie das Weite suchen, und da es zwischen acht und halb neun in der Frühe ist, wünschen Sie sich in ein Cafe bei Croissant, Melange und Feuilleton.

Nun will es der Zufall, daß Sie ausgerechnet bei einem Herrn am Tisch Platz genommen haben, der in den Jahresbericht vom Entwässerungsamt vertieft ist. Und dem entnimmt er, daß mit »dem Ausgießen von verschmutztem Wasser in ein Spülbecken oder der Betätigung der Wasserspülung für den Bürger in den meisten Fällen die Frage der Abwasserbereinigung gelöst ist, nicht jedoch für das Stadtentwässerungsamt« und noch Etliches mehr, das er jetzt, nach der Lektüre, an den Mann zu bringen trachtet.

Mal angenommen, Sie montierten alle Rohre der Frankfurter Kanalisation, die großen und die kleinen, eins hinter das andere und immerfort nach Süden. Wo glauben Sie, werden Sie landen?

Ach wissen Sie, ich schätze sehr die ruhige, behagliche Atmosphäre dieses Cafes. Dazu trägt ganz besonders die Melange bei, sie ist köstlich und beruhigt. Nehmen Sie eine. In Bologna...

Das ist nicht schlecht, aber Rom, Rom wäre besser, und genau genommen reichten die Rohre über Rom hinaus, und – stünde ein Faß dort am Ende, im sonnigen Süden, es müßte eine Kapazität von mindestens 400.000 Kubikmetern haben, um das Schmutzwasser nur eines Tages zu fassen, und da diese Zahl unfaßbar ist, möchte ich Ihnen über einen kleinen rechnerischen Umweg auf die Sprünge helfen. Um 200.000 Kubikmeter abzufahren, wären sage und schreibe 220 Güterzüge oder 65.000 schwere Lastkraftwagen erforderlich. Das macht bei 400.000 Kubikmetern...

Ach, lassen Sie es bitte gut sein und verschonen Sie das schöne Italien. Wissen Sie, ich habe Bologna nicht unbedacht gewählt, und keinesfalls, um ihre Frage zu beantworten. In Bologna, das wollte ich sagen, lebte der Koch Bartolomeus Stefani, dessen Künste so geschätzt waren, daß seine Rezepte 1662 in Mantua gedruckt wurden. Erstaunlich, nicht wahr! Das mit der Melange sollten Sie sich nochmal überlegen, sie ist außerordentlich, sehen Sie nur mal die Farbe. Selbst Adorno beliebte sie hier zu trinken, und ich verspreche Ihnen, Sie werden unaufgefordert ein Glas Wasser mitserviert bekommen. Das ist ein Zeichen von Güte.

Ich nehme Ihr Angebot gern an, gebe aber, was die Güte des Wassers anlangt, zu bedenken, daß es von daher kommt, wohin sich das Abwasser, emphatisch gesprochen, geläutert ergießt. Aus unseren Flüssen nämlich, und dann sollten Sie auch noch wissen, daß die Reinigung der Abwässer und die Kontrolle der Wasserläufe derselben Behörde obliegt, was nicht mehr und nicht weniger heißen soll, als daß eben die Behörde, die für die Reinigung der Abwässer verantwortlich zeichnet, letztlich auch über die Zulänglichkeit ihrer Arbeit zu befinden hat. Aber wußten Sie auch, daß das Abwassernetz, anders als die Trinkwasserversorgung, im Gefälle angelegt ist, daß das Abwasser im Normalfall von allein über Rom hinaus in den Main fließt, wenn es, Sie erlauben den kleinen Scherz, kein Rohr ausläßt, was realiter nicht vorkommt, denn es fließt von den Hausanschlüssen in Nebenkanäle, die, das ist interessant, parallel verlaufend und das größere Gefälle ausnützend, annähernd senkrecht auf die Hauptkanäle stoßen, die wiederum, im niederen Gefälle terassenförmig angelegt, das Abwasser längs dem Main den Klärwerken in Sindlingen und Niederrad zuführen. Diese Hauptkanäle...

Ihre Melange, und wie ich versprach, ein Glas Wasser dazu unaufgefordert. Jetzt trinken Sie, das wird Ihnen gut tun, Sie geraten ja ganz außer sich und...

...sind rechteckig, fünf Meter breit und zwei hoch, andere der Form nach elliptisch oder wie ein Ei, die alten gemauert mit Bögen, fast romantisch, die neuen aus Beton. Sie sind, bis zu einer lichten Höhe von Einszwanzig begehbar, auch für Sie und Sie sollten sich das nicht entgehen lassen. Wenn es Ihnen allerdings zu beschwerlich erscheint oder zu unappetitlich, ich will Sie gerne auf dem Laufenden halten. Da gibt es, zum Normalfall, in dem das Abwasser von allein fließt, auch den Störfall, selbstverständlich. Dieser tritt auf, wenn Sie Bauschutt, tote Tiere, Klamotten, Steine, Papierberge, Plastiktüten und Chemikalien aller Art übers Klo oder die Straßenkandel entsorgen. Und glauben Sie mir, das passiert eben jetzt, in diesem Moment, und nicht zu knapp. Das hindert den Fluß und nichts wär's mit den 400.000 Kubikmetern am Tag hinter Rom, wären da nicht die Arbeiter in den dunkelblauen Monturen aus derbem Stoff, den Gummistiefeln mit den dicken groben Profilsohlen, den Helmen, an denen wie im Bergbau kleine Lampen montiert sind, die dann reinmüssen, auch in kleinere Röhren, mit starken Handleuchten, die helle Lichtkegel aus der Dunkelheit schneiden, immer auf der Suche nach festem Halt im fast kniehohen Abwasser auf glitschigem Grund oder im bodenlosen Schlick. Da wird schon zur Arbeit, sich nur auf den Beinen zu halten, doch sie müssen lostreten die Papierklumpen, beiseite stemmen die Steine, rausschaufeln den Sand oder, wenns ganz dicke kommt, absaugen das Gerümpel. Und dabei ist es warm, feucht und stickig. Aber es zieht, zieht wie auf einem Plumpsklo. Die Männer brauchen eine gute Konstitution und müssen laut Vorschrift die Fähigkeit haben, schweres Atemschutzgerät zu tragen. Damit ist klar, wo die Gefahren liegen. Es ist nicht das Rheuma und es ist nicht mehr die Weill'sche Krankheit, eine infektiöse Gelbsucht, die von Ratten übertragen wird, denn es ist auch nicht mehr Sand, nicht mehr Papier, nicht mehr Kleiderstoff, weil alles dort unten reagiert, blubbernd und

brodelnd schon im Übergang ist von etwas Bekanntem zu wasweißich. Dank unserer chemischen Abfallprodukte ist die ganze Kanalisation heute ein einziges Reagenzglas, und das Abwasser wird immer aggressiver. Dabei war schon 1959 in einer Anzeige, in der zur Sicherheit der Betonwaren Spezialzement angepriesen wurde, vom »aggressiven Wasser« die Rede. Und was gibt es zur Sicherheit der Kanalarbeiter? Fragen Sie sie und sie werden antworten, daß das verläßlichste Instrument ihre Nase sei, daß sie sie riechen, die Gefahr, und dann heiße es, nichts wie raus aus dem Kanal und manch einer habe japsend nur das Freie erreicht. Und wenn Sie mich nicht fragen, so frage ich Sie: Was sind das für Männer, die täglich in der Scheiße stehen und dennoch die Gefahr wittern wollen? Woher kommen sie? Gute Männer seien es, heißt es auf dem Amt. In den sechziger Jahren waren es Ausländer, ausnahmslos. Heute arbeiten auch wieder Deutsche in der Kanalisation. Das hat was mit der Lage auf dem Arbeitsmarkt zu tun, aber natürlich.

Dies ist das Stichwort. Wir verabschieden uns aus dem imaginären Cafe und kehren zurück zu jener Stelle, wo wir nicht von vielen Tausend Husaren, Dragonern und Jägern umzingelt sind. Nein, wo sich nur ein Loch auftut, kreisrund, das jetzt mit vier rotweißen Hütchen markiert ist, daß ja kein Bürger reinfalle. Und ich? Stehe davor und weiß, es geht abwärts, fünf Meter etwa, eine Eisenstiege. Wann zuletzt bin ich eine Eisenstiege so steil und tief hinab? Das ist Jahre her, im Schwimmbad in Schwäbisch Hall, weit und breit der einzige Zehnmeterturm damals, und ich die Eisenleiter – nach unten. Wahrscheinlich habe ich im Winter den Mund zu voll genommen oder der Sommer kam zu schnell.

»Also am 5. März«, hatte ich zu Bauoberrat Köhler. gesagt. Das war am 14. Februar. Heute ist der erste März und ich gestehe kleinlaut ein, daß ich – Ende letzten Jahres – von diesem Auftrag begeistert war. Ja prima, höre ich mich sagen, runter in die Kanalisation, erforschen wie es aussieht unter einer Großstadt. Vermutlich bin ich dem Mythos der Kinobilder erlegen, dem »Dritten Mann«, wem sonst? Oder glauben Sie im Ernst, ich hätte zugesagt, wenn mir der Film gegenwärtig gewesen wäre vom Alligator im Kanal in Manhattan. Als putziges Tierchen fürs Heim gekauft wird er größer und gruseliger jeden Tag und landet schließlich übers Klo im Kanal. Dort unten trifft er auf Ratten, die er genüßlich verspeist, und mit vollem Bauch wundert er sich über seine Artgenossen dort unten, ihre seltsame Blässe, doch bald hat er selbst weder Grund noch Gelegenheit, sich zu wundern, denn auch er hat, in nächtlicher Umgebung, seine Pigmentierung verloren und sitzt nun zur Rechten oder zur Linken? Aber es ist unmöglich, das herauszufinden, denn alle sind sich gleich: fett, weiß, rotäugig und blind, und auf die Frage: »Ratten, gibt's die?«, wurden die Alligatoren aus Manhattan antworten: »Nicht sehr zahlreich, nicht mehr sehr zahlreich, leider.«

Mehr als genug hat es davon in den Frankfurter Kanälen, und das, obwohl zweimal im Jahr Spezialisten Jagd auf sie machen, was einen Beamten aus der zuständigen Behörde zu dem Schluß kommen ließ, eine richtige Frankfurter Kanalratz wäre eben nicht so leicht zu fangen oder zu vergiften. Angst habe man nicht vor den Ratten, sagt ein Kanalarbeiter, eher Ekel, ja, noch immer Ekel und das nach zwölf Jahren im Kanal.

»Am besten, Sie setzen sich auf den Rand des Schachtes, dann den Fuß auf die erste Sprosse und wenn Sie dort ganz sicher stehen, kann eigentlich nichts mehr passieren.«

Heute ist der 5. März.

Konkret 05/85, S. 64

Petra Kunik

Der Inhaber dieses Ausweises ist Deutscher.

Unveränderliche Kennzeichen keine . Nichts Außergewöhnliches. Eine ganz normale Familie: Vater, Mutter und zwei Geschwister

Sonstige Verwandte? Keine! Aus der ganzen Sippe übriggeblieben nur diese eine völlig normale deutsche Familie.

Ich bin drei Jahre alt. Ich liege auf dem Bauch vor dem wuchtigen Bücherschrank, vor mir die riesigen Bildbände über Prag, die alte Judenstadt, den Golem, Bilder von Anatoli L. Kaplan und der alten Haggada. – Je länger und intensiver ich in die Bilder eintauchte, desto unheimlicher und fremder wurde das Gezeigte. Und doch waren wir, meine Familie, auf irgendeine Weise mit dem Dargestellten verbunden.

Die Synagogenbesuche, der jährliche Sederabend im Kreise der Frankfurter Jüdischen Gemeinde, die Gesänge in einer mir unverständlichen Sprache, die ritualisierten Speiseabfolgen – da war nichts Fremdes für mich das gehörte zum Leben wie die Feiertage, Ostern und Weihnachten, Festtage an denen wir Kinder herumwuschelten und uns als Mittelpunkt des Geschehens betrachteten.

Eine Erinnerung aus meiner ersten Schulzeit. Ich bin eine schlechte Schülerin, blondgelockt, blauäugig, faul und vorlaut. Ich sage zu meinem Vater: »Ich bin die dümmste in der Klasse, aber der Liebling meiner Lehrerin.« Mein Vater meint dazu: »Euje, das ist wohl'ne alte Hitlericke, die will wohl was wiedergutmachen.« Ich weiß nicht, was eine Hitlericke ist, aber ich finde es gut.

Das zweite Schuljahr: In der Klasse bildeten sich bald Freundschaften, ich verhielt mich zunächst beobachtend: In den Wohnungen meiner Freundinnen hatten sich Kinder ruhig zu verhalten. Die Erwachsenen waren dort höflich zu grüßen, aber nicht anzusprechen! Das Wohnzimmer war nicht unaufgefordert zu betreten! Kakao mußte in der Küche sitzend ausgetrunken werden! Im Kinderzimmer mußte man mit ständigen Kontrollbesuchen rechnen. Eines Tages gehe ich mit einer Freundin zum Spielen nach Hause. Ihre Mutter erwartet uns schon. Ich werde kaum beachtet. Die Mutter verschwindet mit meiner Freundin in der Küche. Ich werde einfach auf dem Korridor stehengelassen. Durch die geschlossene Tür höre ich Schläge, Jammern und immer noch Schläge und Schreien. Ich renne verstört davon, nur nach Hause; heulend und keuchend stürze ich in das Arbeitszimmer meines Vaters. Er muß mir das erklären. »Euje, das sind nicht unsere Leut«, sagt mein Vater kopfschüttelnd .

Ich blieb lieber zu Hause. In unserem chaotischen Geschäftshaushalt mit vielen Besuchen, dauerndem Telefongebimmel, der geheimnisvollen Rechenmaschine, auf der man so schnell die Hausaufgaben machen konnte. In all' dem Trubel der Gespräche fand ich mehr Wärme und Geborgenheit als draußen in der Welt.

Am abendlichen Tisch versammelte sich die Familie zur gemeinsamen Mahlzeit. Hier wurde über alles gesprochen, über die Erlebnisse des Tages, über Geschäfte, über das Leben. In unserer Familie wurde über alles gerne ausführlich geredet, aber nicht über die Zeit des Nationalsozialismus. Dieses Tabu wurde allenfalls durch makabre Geschichten durchbrochen, Geschichten mit lustigem Ausgang, ein jüdischer Witz, »Hurra wir leben.«

Also auch hier der normale deutsche Familienalltag, das Schweigen über den Holocaust als »Aufarbeitung« bei Tätern und Opfern?

Aus dem Dunkel meiner Erinnerungen treten manchmal Menschen hervor, abgemergelte Gestalten, die wohl aus späten Rekonvaleszenslagern zu uns nach Hause kamen. Kurze Besucher aus dem Schrecken, von den unaufgeklärten Schicksalen anderer Familienmitglieder flüsternd, für meine Kinderohren nicht erreichbar. Menschen, die uns Kinder unentwegt verzückt anstarrten, uns dann mit knochigen Händen streichelten und vom Glück sprachen. Schatten meiner Kindheit, Angst machend, verdrängt in die hintersten Schubladen meiner Erinnerungen. Nuancen in Schwarz. Keiner von ihnen ist geblieben, sie lebten hinter den dicken Mauern des zerstörten alten Jüdischen Zentrums in der Gagernstraße und ihr Weg ging in die USA, nach Israel oder zu den Sternen...

Eine neue Erfahrung – ich wurde abgelehnt. Mein Klassenlehrer in der Realschule konnte mich ganz offensichtlich nicht ausstehen. Immer noch eine schlechte Schülerin, immer noch blondgelockt, blauäugig, faul und vorlaut, aber plötzlich – abgelehnt. Wie kam der dazu, mich einfach abzulehnen? Ohne ein schlechtes Gewissen! Vielleicht ein verkappter Nazi? Jeden Tag mußte ich neue Tricks erfinden, um diese unangenehme Autorität zu unterlaufen. Ich mußte mir verschiedene Techniken aneignen. Aggressivität, Liebenswürdigkeit, Vorsicht, Mißtrauen. So entsteht jüdische Intelligenz.

Die Suche nach einem Selbstwertgefühl führte mich dann ins jüdische Jugendzentrum. Aber auch hier nahm ich eine Außenseiterstellung ein. Einerseits ein unverbesserlicher Jecke andererseits unsere familiennotorische Weihnachtsfeierei und unsere vergojte Assimilierung. Das alles machte es mir schwer, in den Cliquen anerkannt zu werden. Mein erster jüdischer Freund wertete mich dann kolossal auf. Mein Busen wuchs und ich bekam meinen ersten jüdischen Aufklärungsunterricht: Ich erfuhr daß jüdische Männer beschnitten sind, ich erfuhr, daß jüdische Mädchen nur mit

beschnittenen jüdischen Männern schlafen dürfen. Ich erfuhr, daß ein beschnittener jüdischer Mann sofort spürt, wenn ein jüdisches Mädchen mit einem unbeschnittenen nicht jüdischen Mann geschlafen hat und daß er sie dann nicht mehr will. Und als mein Busen weiter wuchs und anfing, meinen beschnittenen jüdischen Freund zu bedrängen, erfuhr ich, daß ein beschnittener jüdischer Mann vor der Ehe sowieso nicht mit einem jüdischen Mädchen....

Meine Neugier trieb mich aus dem Jüdischen Jugendzentrum zu den Gojen, und ich wandte mich erstmal den geistigen Dingen des Lebens zu. Um die Nerven meiner Lehrer und meiner Familie zu schonen, wurde zur gleichen Zeit im zarten Alter von vierzehn meine Schulzeit beendet. Was war zu tun? Arbeiten gehen war undenkbar, also wurde mir nach manchem hin und her erlaubt, die Frankfurter Schauspielschule »George« zu besuchen. Das würde mich weiterbilden, Grazie und Aussprache vervollständigen und mich der Literatur, der meine Eltern schon immer verbunden waren, näherbringen. Auf dem Heiratsmarkt, für den ich bestimmt war, würden diese neuen Errungenschaften nicht abträglich sein. Aber das Leben spielt oft anders.

War es der Umgang mit Schriftstellern wie Wolfgang Borchert und Bertolt Brecht, oder war es die Sehnsucht nach den jungen Gojim, die mich ins Seminar für Politik, in die Wochenendseminare von Ulla Illing über den Nationalsozialismus führte? Hier erfuhr ich zum ersten Mal eine intellektuelle Auseinandersetzung über Hitler, das Dritte Reich und die Judenvernichtung, hier begriff ich das erste Mal.

Nach anfänglichem deutsch-jüdischen Trauma fühlte ich mich in der Rolle als »lebendes Mahnmal«gar nicht so schlecht, und ich wurde »geliebt«. Durch Ulla Illings Referenz polemisierte ich im Hessischen Rundfunk, schrieb ich Artikel über die jüdischen Feiertage, hielt in Jugendclubs Einführungen über meine Religion und wurde zum Wonne-Teenager der deutsch-jüdischen Zusammenarbeit. Bald rückte ich zu den anpolitisierten Linken im Frankfurter Club Voltaire auf, wo ich durch meine Jugend, meine Frechheit und unermüdliche Diskussionswut und nicht verlorengegangene Neugier zur jüdischen Lolita wurde. Durch diese Verbindungen und durch den Besuch der Schauspielschule avancierte ich schnell zum jüdisch-erotischen Kinderstar der Frankfurter Studentenbühne.

Größer noch als meine enorme Neugier war die Gier vieler junger Linker, mal mit einer Jüdin zu schlafen. Da vögelt »mann« Schuldgefühle, die chauviso nicht vorhanden sind, einfach weg. Das Image der schönen Geilheit gepaart mit Intelligenz. Die Jüdin, unerreichbar und doch erlegt.

War es wirklich nur Neid, oder waren es die Worte einer Freundin, die den Zauber meines bisherigen Lebens zerstörten: »Alles was du erreicht hast, hast du nur geschafft, weil du Jüdin bist. Ohne diesen Geburtsfehler wärst du ein Nichts!« Lange hat mich diese Darlegung blockiert. Also ich ein Nichts, keine Talente, kein Sexappeal, nichts, eine Null.

Heute versuche ich mich gegen Antisemiten und Philosemiten gleichermaßen zu schützen. Welche Einflüsse haben mich mehr zerzaust? Ich fühle mich sicher im Kreise meiner Freundinnen und Freunde. Bei guter seelischer Verfassung können sie sogar über einen »Judenkomplex« mit mir sprechen.

Die Geschichte der Verfolgten hat viele Gesichter: Im Ausland fühle ich mich oft beheimatet, in Ungarn zum Beispiel – ein Trauma der Solidarität der Naziopfer. Bis ich auf Ablehnung stoße wegen meines Deutsch-Seins .

Fragen. Woher kommt die Hektik in einer mir fremden Gruppe, den unter dem Pullover versteckten Davidstern sichtbar werden zu lassen?

Woher kommt das Bedürfnis, Fremden augenzwinkernd, vielleicht durch einen Witz, zu signalisieren »Vorsicht, ich bin Jüdin, nicht verletzen.«

Woher die Scheu vor den Eltern Gleichaltriger?

Woher der unterdrückte Weinkrampf im Kreise alter Widerstandskämpfer?

Woher die Angst in einer mir fremden Umgebung?

Warum wird meine Kampfbereitschaft langsam müde? Warum gehe ich still und betroffen in mein Hotelzimmer, wenn es von einem bayrischen Stammtisch tönt: »Die Schauspieler mit ihren vielen Sexgeschichten sollte man alle nach Dachau schaffen, ich war da vor zwei Wochen zu einer Besichtigung, da ist alles wieder schön aufgebaut, das braucht man nur mal wieder anzuheizen, alles betriebsfertig.«?

Der im Dezember 1963 in Frankfurt am Main beginnende Auschwitz Prozeß mit seinen 180 Verhandlungstagen, an denen ich als Berichterstatterin oder als Zuschauerin oft auf den Pressebänken saß, wie süchtig in all dem Grauen, die Geschichte meines Volkes als eine Geschichte des Leidens zu erfassen, brachte mich wie im Trotz authentisch zu der unwiderruflichen Erkenntnis:

»Ich bin eine lebende jüdische Deutsche«

Konkret 05/85, S. 68

Günter Amendt

Der Woodstock-Mythos

Kurz vor Beginn der Regenzeit ist noch immer nicht absehbar, welches Open-Air-Konzert in dieser Saison den Promotion-Zuschlag als »Konzert des Jahres« erhalten wird. In der vergangenen Saison wurden Bob Dylan und Carlos Santana unter diesem Prädikat auf Tour geschickt

Wenn einer um ein Stück Ackerland einen Zaun zieht und an der Frontseite des dabei gewonnenen Gevierts eine Bühne aufschlägt, wenn er einen Toilettenwagen auffahren läßt und daneben eine Imbißbude in die Landschaft stellt, wenn er dazu drei bis vier Rockgruppen, die das Areal bis zur Polizeistunde beschallen, engagiert, und wenn das alles vor zahlendem Publikum bei strahlendem Himmel stattfindet, von keinem Zwischenfall getrübt, dann greifen die, deren Aufgabe es ist, über das Ereignis zu berichten, und sei es nur in den Spalten der Lokalpresse oder auf der Jugendfunkwelle einer Radiostation, gerne auf den Mythos von Woodstock zurück.

Der Name dieses kleinen Dorfes im Osten der USA, nahe New York City gelegen, steht für ein kulturelles Massenereignis, dessen Ausstrahlung noch heute so mächtig ist, daß viele davon reden, als seien sie selbst dabeigewesen – damals.

Ein Mythos, der sich, kaum hinterfragt, so lange halten kann, muß von besonderer Beschaffenheit sein.

Woodstock hatte im Ansatz bereits alle Probleme, die spätere Festivals dieser Größenordnung auch hatten; anders als viele von diesen, war Woodstock aber vor allem auch ein ökonomischer Erfolg. Alle Rechnungen sind aufgegangen. Die Neben- und Folgekosten an der Bild- und Tonverbreitung brachten dem Medienkonzern »Warner Brothers«, Inhaber dieser Rechte, viele Dollarmillionen ein, aber auch die Festivalveranstalter selbst holten mehr raus, als sie reingesteckt hatten.

Nicht alle, die sich im August 1969 über das Festivalgelände ergossen, hatten ein Ticket in der Tasche, doch Zehntausende hatten im Vorverkauf Eintrittskarten erworben, genug, um auch für den Veranstalter eine Gewinn abzuwerfen. Da aber alles in allem mehr Zuschauer das Festival zum Nulltarif als auf Scheckkarte erlebt hatten, war Woodstock fortan immer auch vom Hauch eines »free concert« umgeben. Dieses Image entsprach dem sowohl nach vorn gerichteten wie rückwärtsgewandten Wunschdenken der Jugendkultur jener Zeit. Es war Projektion auf die Utopie einer neuen Massenkultur wie Ausdruck einer Realitätsverleugnung, welche die Erkenntnis nicht zulassen will, daß alles – auch Woodstock – seinen Preis hat.

Der Mythos von Woodstock hat also eine ökonomische Seite, die begreiflich macht, warum alle Beteiligten so gerne auf ihn zurückgreifen. An ihm macht nicht nur die kollektive Erinnerung einer Generation ihr Lebensgefühl von damals fest, Woodstock war auch die Probe auf ein Veranstalterkalkül, das mit Woodstock für sich eine völlig neue Qualität von Massenveranstaltungen erschloß und damit die begrenzte Kapazität von Hallen und Stadien sprengte.

Die Multiplikation des Festivals mittels Bild- und Tonträger kann aber allein die Verbreitung des Woodstock-Mythos nicht erklären und schon gar nicht der Glaube an eine Art subkulturellen Lauffeuers, das die Geschichte dieses Festivals von Generation zu Generation weiterträgt. Woodstock war von Anfang an auch ein Medienereignis, was angesichts der Eigentumsverhältnisse, d.h. Verfügungsgewalt über diese Medien, nur heißen kann, daß sich die »Woodstock nation« mühelos in das herrschende politische und kulturelle System integrieren ließ.

Die Mühelosigkeit läßt sich wiederum nur verstehen, wenn man sie in den Kontext der militanten Protestbewegungen gegen den Vietnamkrieg stellt. Eine von den Medien aufgewühlte Öffentlichkeit setzte die Stärke, die Militanz und das Gewaltpotential dieser Protestbewegung in eine direkte Verbindung zur Phonstärke ihrer Musik, ein Zusammenhang, der nicht einfach nur konstruiert war, wenn man an die zerhackte, zersägte und zerstückelte Version der US-amerikanischen Nationalhymne denkt, mit der Jimi Hendrix das Festival abschloß. Doch geht es mir weniger darum, die musikgeschichtliche Bedeutung von Woodstock 69 zu rekonstruieren, als verständlich zu machen, warum auch die Repräsentanten der herrschenden Großkultur das Festival in Einklang mit ihren Interessen zu bringen vermochten.

Eine derartige Zusammenballung eines als aggressiv und gewalttätig verschrienen Musikpublikums mußte Ängste in der Öffentlichkeit mobilisieren und folglich schnurstracks in eine Entlastungseuphorie münden, als nichts von dem, was man glaubte befürchten zu müssen, eintrat.

Zum Woodstock-Mythos gehört auch die Gewaltlosigkeit. Viele Nachfolge-Festival waren von schweren Zwischenfällen mit teilweise tödlichem Ausgang überschattet, Zwischenfälle, die heute fast schon zum Umfeld großer Open-Air-Veranstaltungen gehören. Auch Bob Dylans 84er Tour endete in Slane Castle mit einem tödlichen Zwischenfall, dem eine Nacht alkoholisierter Randale vorausgegangen war. Achtzehn Menschen, drei Polizisten eingeschlossen, wurden verletzt ein Junge ertrank am folgenden Tag unter, wie es heißt, nicht geklärten Umständen. Fünf Hundertschaften Polizei im Sondereinsatz, aus Dublin und Dundalk herbeigeschafft, sorgten schließlich für Ruhe und einen geordneten Ablauf des Konzerts.

Der überraschend gewaltlose Verlauf des Woodstock-Festivals mag Aggressionsforschern Rätsel aufgeben. Sie sollten bei ihren Lösungsversuchen nicht außer acht lassen, daß Woodstock im Hintergrund einer militanten Massenbewegung mit einem klaren politischen Ziel stattfand, und gerade deswegen zu einem Fest militanter Gewaltlosigkeit werden konnte. Sie sollten auch Art und Qualität der konsumierten Drogen bei ihren Analysen berücksichtigen und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Renaissance der Droge Alkohol innerhalb der Jugendkultur der beginnenden 70er Jahre richten. Wo Drogen zu Cocktails und Fangemeinden zu einem Publikum gemixt werden, kann eine explosive Mischung entstehen. In Woodstock muß die Mischung gestimmt haben, trotz aller öffentlichen Warnungen vor der Explosionsgefahr .

Diese Warnungen waren so ernst gemeint und wurden so ernst genommen, daß Woodstock schließlich gar nicht in Woodstock stattfinden konnte. Auch dieser Etikettenschwindel paßt zum Woodstock-Mythos, wie auch die Assoziation eines von der Gunst des Wettergottes gesegneten Festivals. In Wirklichkeit war Woodstock '69 ein Matsch- und Schlammfestival.

Den Namen lieh sich das Festival von seinen Vorgängern, relativ unbedeutenden Veranstaltungen, welche die kleine Gemeinde Woodstock im Widerstreit ihrer Gier nach Touristendollars und dem Bedürfnis nach Ruhe und Abgeschiedenheit gerade noch verkraften konnte. Das 69er Festival hatte jedoch bereits im Vorfeld so viele negative Schlagzeilen, daß die Bürgermeinung schließlich gegen die Neuauflage umschlug.

Auch Dylan, der damals mit Sarah und den Kinder in Woodstock lebte, soll von der Ablehnungsfront so beeindruckt und von der Angst, die Wut der Bürger könne sich gegen ihn und seine Familie richten, so besessen gewesen sein, daß er seine Mitwirkung am Festival verweigerte. Er war auch nicht umzustimmen, als das Festival längst auf eine Wiese verlegt worden war – miles away from Woodstock. Das haben ihm viele Fans übelgenommen. Prompt tauchte eines der typischen über Dylan verbreiteten Gerüchte auf. Er habe einen Vertrag mit den Veranstaltern des Isle of Wight Festivals unterschrieben und die hätten ihm den Auftritt in Woodstock, es wäre der erste nach seinem Motorradunfall gewesen, untersagt.

Das wiederum paßte gut zum Geist von Woodstock, der immer auch ein Geschäftsgeist gewesen ist, denn das ganze Woodstock ist ein Geschäft geworden. Wer sich heute unter nicht vergleichbaren historischen Bedingungen immer noch auf Woodstock bezieht, muß wohl vor allem diesen Aspekt vor Augen haben.

Woodstock ist für alle, die damals unmittelbar oder über den Umweg einer nachträglichen Identifikation teilgenommen haben, nicht wiederholbar. Der politisch-ästhetische Konsensus, der Woodstock die Aura der Einmaligkeit verlieh, ist längst zerbrochen. Dafür kann man die kids, die heute zu musikalischen Großveranstaltungen pilgern, nicht verantwortlich machen. The kids are alright. Das geht in Ordnung, halten wir es fest. Die Kids waren immer alright. Wir waren alright, sie sind alright, und die nächste Generation wird auch wieder alright sein. Selbstverständlich war auch das Publikum, das in Offenbach zum »Festival des Jahres« (Promotiontext) zusammenströmte, alright.

Als aber die Sonne langsam vom »Bieberer Berg« wich, als es feucht wurde von unten an, als auch die Notvorräte aufgebraucht waren und es keine Bierdosen mehr aufzureißen gab, als endlich Bob Dylan nach eines langen Tages Reise in den Sommerabend-die Bühne betrat, verließen die kids zu Hunderten das Stadion: »Nicht wütend, nicht empört, sondern in ihrer Alltagshaltung – gelangweilt.« Der Chronist des »Darmstädter Tagblattes« klingt verbittert. Er ist traurig, weil er im abziehenden Teil des Publikums nur Ignoranten sehen kann, die »eines der schönsten Konzerte der letzten Jahre« versäumt hatten.

Doch wem steht ein solches Urteil schon zu? Um ermessen zu können, ob die Abgewanderten wirklich etwas versäumt haben, was sie selbst als Versäumnis eingestehen würden, müßte man etwas von deren Erwartungen wissen. Man kann einem Massenpublikum nicht einfach kollektive Erwartungen unterstellen, weil das gemeinsame Interessen voraussetzte. Früher, in Woodstock beispielsweise, war das Spektrum musikalischer Ausdrucksformen ungewöhnlich breit. Die Programmverantwortlichen konnten davon ausgehen, daß ihr Angebot auf Interesse stoßen würde und auch von denen akzeptiert werden würde, die ganz bestimmte Stars sehen oder ganz bestimmte Gruppen hören wollten.

Ein durch die politischen Ereignisse geschärftes Bewußtsein verhalf dem Publikum der 60er Jahre auch zu einem musikalisch-ästhetischen Geschichtsbewußtsein oder wenigstens doch zu der Ahnung, daß all das, was man auf der Bühne zu hören bekam, auf gemeinsame Wurzeln zurückgeht. Eben dieses Bewußtsein wurde dem Musikpublikum in den Woodstock folgenden Jahren ausgetrieben.

Heute steht sich das Publikum eines Open-Air-Festivals, das, wie in Offenbach, die »Rodgau Monotons«, Joan Baez, Carlos Santana und Bob Dylan in einem Programm zusammenbringt, als Verein konkurrierender Konsumenten gegenüber. Man hat eine Entscheidung getroffen, zu der steht man. Man hat sich für diesen Sänger oder jene Gruppe entschieden und duldet nichts anderes neben ihnen. Zwar offeriert ihnen der Veranstalter, wie in München, Offenbach, Berlin oder Köln, ein ganzes Programmpaket, doch darauf sind viele überhaupt nicht scharf. Sie wollen ihre »Monotons« oder ihren Santana haben, und wenn sie sie gehabt haben, interessiert sie nicht für einen Takt, was sonst noch im Programm vorgesehen ist.

In Verona, wo ich in eine Clique von Santana Fans geraten war, wo mir die Fans von Pino Daniele schnatternd in den Ohren lagen oder in Offenbach, wo abziehende Monoton-Fans den ersten Teil von Dylans Auftritt in eine hektische Aufbruchszene verwandelten, wurde ich, und mit mir viele andere, um etwas gebracht. Es gibt in der Tat eine Kommunikation zwischen Bühne und Publikum. Sie vollzieht sich als quasi physikalischer Vorgang. Ist's oben laut, wird's unten leise – und umgekehrt. Ein System kommunizierender Röhren. Heavymetal-Gruppen mit Dauerpower oder dem, was sie dafür halten, kann das egal sein, ein Sänger wie Dylan droht im Lärmpegel, der immer dann ansteigt, wenn er ohne Band auf der Bühne steht, unterzugehen. Dylan, die Gitarre und die Mundharmonika: das ist die Stunde der Nervkids, der Labertanten und Quasselstrippen, der Sabbler und Babbler, die nur auf die leisen Töne gewartet zu haben scheinen, um die eigene Stimme zu heben. Das war am unerträglichsten in Milano und in Offenbach, während der ersten halben Stunde von Dylans set.

Sicherlich ist der Verlauf eines Konzerts durch die Zusammenstellung des Programms zu steuern. Basel war dafür ein positives Beispiel. Extrem ungünstig wirkt sich hingegen eine Programmgestaltung aus, die beispielsweise eine deutschsprachige Gruppe mit Heimvorteil wie die »Rodgau Monotons«, die ich im übrigen in einem Festzelt allemal lieber höre als eine oberbayerische Blasmusik, ins Vorprogramm nimmt, dem als top act ein englischsprachiger Auftritt folgt. Da kommt zu den Geschmacksunterschieden, die bereits ein Publikum spalten können, noch eine Sprachbarriere, die kaum (und wie mir scheint, immer weniger) zu überwinden ist. Auf die Weise kann man zwar Arenen füllen, der Prozeß eines zusammenschmelzenden Publikums wird so fast zwangsläufig unterbunden. Vielleicht wäre die Toleranz gegenüber den Mithörern mit anderem Geschmack und unterschiedlichen Interessen größer, würde nicht die Preisgestaltung die Konsumhaltung negativ beeinflussen. Für einen halben Hunderter, die Fahrtkosten inbegriffen, darf man sich was leisten, kann man sich was rausnehmen. Man hat schließlich seine Konsumgewohnheiten.

Und so herrscht unter den Zuschauern nicht einmal Einigkeit über den äußeren Ablauf eines Konzertes. Der eine zieht es vor, ein Konzert durchzustehen, während es der andere abzusitzen gedenkt.

Wer sich seinen Platz irgendwo zwischen Bühnenrand und Mischpult sucht, gerät leicht in die Zange eines lästigen Stereoeffekts. Von vorn nimmt er auf, was von der Bühne kommt, von hinten sitzt ihm ein hysterischer Chor im Nacken, der gebieterisch fordert: Hinsetzen, hinsetzten, hinsetzen... In allen Sprachen Europas habe ich den Chor im Ohr.

Meist verschaffen sich die da hinten bei denen da vorn Respekt, indem sie ein ganzes Früchtesortiment im Rücken der Vorderleute zerschellen lassen. Da sind dann auch mal harte Sachen dabei und Plastiktüten, in die von den Plastikplanen aufgelesener Plastikmüll gestopft wurde. In Milano entwickelte sich eine regelrechte Müllschlacht, immer auf der Grenze zwischen ausuferndem Spaß und verhaltener Aggressivität. Solche Szenen passen zu den oft entwürdigenden Umständen solcher Konzerte, weil sie so gut zu einer als alternativ verstandenen Bedürfnislosigkeit passen, und weil das meist jugendliche Publikum nichts anderes kennt.

The festivals are over. Now is the time for your tears.

Vorabdruck aus Reunion Sundown. Jokermon 84 revisits Highway 61 Eine Robertage über Dylans Europa Tour 1984. Demnächst bei 2001.

Fotos aus: Woodstock Vision von Elliott Landy, erschienen bei Rowohlt

Konkret 05/85, S. 72

Benedikt Loderer

Rock-Arena

Wie sieht die ideale Rockarena denn aus? fragt mich im Bahnhofsbuffet Zürich Günter Amendt. Er, der an alle Konzerte geht, hat ihn noch nicht gefunden. Das mag daran liegen, daß noch niemand eine reine Rockarena gebaut hat. Oder genauer: normalerweise sind die Falschen verheiratet (allgemeine Lebensregel), hier nämlich Rockmusik und Sport. Was die beiden miteinander zu schaffen haben, ist unklar, und dennoch sperrt man sie immer wieder in dieselben Hallen. Was dem Basketball oder dem Eishockey recht ist, kann dem Rock nicht gut tun (besondere Lebensregel). Gesucht ist also eine Umgebung, die der Rockmusik entspricht.

Es gibt bei jedem Konzert drei Sorten Zuschauer. Die Fans erstens. Sie drängen sich um die Bühne. Ihnen ist die Nähe zum Star das Entscheidende. Dahinter sind, zweitens, die TänzerInnen. Die brauchen Platz, sonst nichts. Sie sind allerdings denen im Weg, genauer: vor der Sicht, die weiter hinten sitzen und bloß zuhören wollen. Daß man schließlich nirgends herumlatschen oder in einer Ecke liegen und dämmern kann, liegt daran, daß das in Sportbauten nicht vorgesehen ist. Die Zeit der Monsterkonzerte ist vorüber. Und für Ausnahmen tun es die Fußballstadien. Was fehlt sind Hallen für 6.000 Leute, vielleicht auch mal 10.000.

Mit diesen von Amendt eingesogenen Weisheiten ging ich zu Schwarz und Meyer. Das sind zwei seriös-ausgeflippte Architekten in Zürich. Als erstes fanden sie heraus, daß die vermurkste Ehe von Rock und Sport geschieden werden muß. An ihre Stelle tritt das symbiotische Konkubinat von Rock und Studio. Vergessen wir nie: die Steuergrösse der Rockmusik ist die Kohle (Fränkli zum Beispiel). Konzerte allein tragen finanziell keine Halle. Es muß eine Alltagsnutzung gefunden werden, die zur Festtagsnutzung Konzert paßt. Produktion und Konsumtion sind im selben Gebäude zusammengefaßt und können beim Mitschnitt eines Konzerts zusammenfallen**.**

Was Schwarz und Meyer vorschlagen, ist materiell betrachtet eine Kiste, eine Art neutraler Container. Man nehme also ein Rechteck von etwa 120 auf 80 Meter. Das ist die Fläche, auf der die Kiste errichtet wird. Sie besteht aus drei waagerechten Schichten und drei senkrechten Zonen, die in eine wetter- und lichtdichte Haut eingepackt sind. Die Schichten: der Boden der Halle setzt sich aus in der Höhe verstellbaren Podesten von 8 mal 8 Metern zusammen. Sie bilden den orthogonalen Raster, in den schräge Ebenen mit den Zuschauerelementen eingehängt werden können. Darüber liegt die zweite Schicht, der eigentliche Hallenraum, der Luftquader in dem sich alles abspielt. Nochmals darüber finden wir das Tragwerk der Halle, die dritte Schicht. In ihr sind die notwendigen Installationen für Heizung, Lüftung, usw. eingebaut, aber auch die Laufstege der Beleuchter und Bühnentechniker. Unten an dieser Tragkonstruktion hängt der Beleuchtungsgrid, denn jede Stelle des Studios/der Rockarena muß bei Aufnahmen ausgeleuchtet werden können.

Die drei senkrechten Zonen sind symmetrisch zur Mittelachse angeordnet. Diese Achse bestimmt auch das Vorne und Hinten im Konzert. Die mittlere Zone bildet das eigentliche Studio, das rechts und links von den Bedienungszonen mit Magazinen, Garderoben, Regieräumen und sanitären Anlagen begleitet wird. Der Studioraum kann mit zwei Laufkränen, woran die Raumabschlüsse hängen, in seiner Länge verändert werden. Und zwar Bühne, Zuschauerraum und Foyer; aber nicht durch feste Wände, sondern hängende Kulissen, Versatzstücke oder die Ebenen des Foyers selbst. Dadurch wird nicht eine Folge von Einzelräumen erlebt, sondern der Raum als Ganzes. Der Bühne vorn ist die Anlieferungsseite mit der Zufahrtsmöglichkeit für die Lastwagen dem Foyer hinten die Eingangsseite für das Publikum mit Kasse und Bar zugeordnet. Wir haben eine riesige Autowaschstraße vor uns.

Von der Akustik muß die Rede sein. Hier endet die Kunst der ebenmäßigen Schallverteilung durch geschickte Raumformen, und die Elektroakustik beginnt. Es gilt das Prinzip der Direktbeschallung. Der Ton gelangt ohne Reflektion an den Wänden oder an der Decke direkt zum Ohr des Zuhörers. Einfacher ausgedrückt: zwischen den Lautsprechern und den Zuhörern besteht Sichtverbindung. Der Raum selbst ist möglichst schalltot. Ton und Handlung müssen nicht unbedingt aus derselben Richtung kommen. Der Abstand zwischen der Schallquelle und den ihr nächst Sitzenden darf nur ungefähr ein Drittel der Strecke zwischen Schallquelle und dem entferntesten Zuhörer betragen. »Nachhallzeit«: 1,4 Sekunden. Den Ton kann man im Raum herumwandern lassen. Für die Musiker aber ist es von Vorteil, wenn sie nicht mitten im Saal, sondern frontal zum Publikum an einer der Saalwände, sprich Bühne spielen. Damit die Musiker auf dem kleinen Monitor vor sich auch auf der Bühne mitverfolgen können, was der Kollege spielt, stehen sie im Schatten einer Art Schallmauer. Die Lautsprecher sind vor dem Orchester gegen die Zuschauer gerichtet, dahinter hören die Musiker den ungemischten Ton der Nebenleute.

Von den drei Typen Konzertbesuchern wird jeder auf seine Rechnung kommen. Immer noch drängen die Fans um die Bühne, dahinter tanzt sich's, und die Hörer liegen, sitzen, stehen auf den geeignet erhöhten Podesterien hintendran. Wer herumlatschen will, der geht ins Foyer, wo er zwar die Musik noch hört, *(ein* Raum, remember?) aber sich die Füße vertreten oder einem Getränke zusprechen kann.

Das Licht? Jede Gruppe will ihr eigenes. Der Beleuchtungsgrid erlaubt da fast alles. Zusätzlich ermöglicht eine Beleuchterbrücke jede gewünschte Lichtführung. Wer Kulissen und sonstiges Bühnenbild braucht, hängt sie an den Grid. Was fehlt, ist der altbekannte Bühnenturm, der für das Studio nicht nötig und für das Konzert kein Gewinn ist.

Bis hierher ist das nur eine Beschreibung einer technischen Einrichtung. Doch ist diese Einrichtung kein Produktionsraum allein, sie ist mehr, sie ist eine »machine à émouvoir«, eine Maschine zur synthetischen Herstellung von Gefühlen. Es wird das Kopfhörererlebnis umgesetzt, dieses Abtauchen in sound and space, das uns in den Leib fährt, wenn wir die Augen zu und den Hahn auf machen. Alle Zeichnungen vermögen den Raum, in dem wir hier schweben, nur andeutungsweise zu beschreiben. Aus der Schwärze der Unendlichkeit grenzen die beiden Rasterschichten von Boden und Decke einen Lichtquader aus, der wie ein Raumschiff durch das All schwimmt. Es gibt keine Wände, keine Raumbegrenzungen, das Licht allein holt eine künstliche Insel aus dem Dunkel. Daraus ergibt sich das Gefühl des Schwebens, eine Empfindung des Abgehobenseins, das Kopfhörerfeeling .

Das Rockkonzert ist aber auch ein Massenereignis. Die Halle macht die große Zahl körperlich spürbar. In der Raumschiffarche fährt ein Volk mit, fahren nicht nur die auserwählten Paare. Dieses Volk nimmt sich selbst leiblich wahr, wenn auf dem Höhepunkt der Stimmung die Berührungsängste weggeblasen sind. Aber auch für Individualisten ist gesorgt. Sie ergehen sich im Foyer. Die alte Dreiteilung des Theaters in Selbstrepräsentation, Kunstkonsum und Produktion ist auch hier mit Foyer, Halle und Bühne wiederholt. Das Opernhaus der Gegenwart hat andere Sehnsüchte als das Großbürgerspielen in der Galavorstellung. Hier will man weg, up and away, fort mit Seinesgleichen ins synthetische Arkadien.

Sobald die Show vorüber ist und wir uns im Alltagslicht die Augen reiben und die karge Halle sehen, fragen wir uns: wo soll sie denn stehen? – Im Techno-Niemandsland, am Autobahnkreuz oder über dem Ödfeld der Bahngleise. Es gibt nur einen städtebaulichen Bezug: die Erschließung muß klappen. Ein Bahn- und Straßenbahnanschluß muß vor der Tür sein, ebenso die große Ausfallstraße. Parkplätze für Autos und Motorfahrräder sind selbstverständlich. Sicher gehört die Rockarena weder in die Innenstadt noch ins Grüne hinaus. Das eine kann man nicht bezahlen, das andere liegt hinter dem Erreichbarkeitshorizont .

Der Rockpalast hat keine architektonische Aussage, keine Fassade nach außen. Sein Äußeres ist die Wetterhaut, der Container. Es könnte ein dekorierter Schuppen sein, wie sie an den Ausfallstraßen stehen. Vielleicht ist das Ganze aber auch in einen vorhandenen Hauskomplex, in eine stillgelegte Fabrik eingebaut. Neongeblinke ersetzt die Fassadensprache. Die Rockarena ist kein architektonisches Großereignis, sondern ein Behälter für die Bewußtseinsindustrie.

Konkret 05/85, S. 76

Jimmy Cooke, Eva Mashnitzke

Zum Broterwerb: Kunst am Backhaus

Im Vogelsberg gehen drei Künstler von der AGENTUR STANDARD über die Dörfer und malen was verlangt wird. Neulich unterhielten sie sich über ihre Jobs. Jimmy Cooke und Eva Mashnitzke hörten dabei gut zu

Business ist eine direkte Sache und als Einkommensquelle für Künstler am besten. Business ist weitaus besser als Protektion durch staatliche Bürokraten oder die meist entsetzlichen Neureichen und ihre Kids.

(Donald Judd in »Art in America«)

L: Ein Auftrag, auf den ich lange hingearbeitet habe, war die Bemalung der Trennwand in der Radmühler Diskothek vom Eier-Schleich »Radio Gaga«. Ich bin mit den drei Töchtern ins Gespräch gekommen, die machten die drei Theken in der Disko und versuchten ansonsten, alle möglichen Moden und Trends dort reinzuziehen, den Schuppen also modern durchzustylen, aber der Vater behielt zäh die Oberhand, so daß sie sich immer nur punktuell oder in irgendwelchen Ecken verwirklichen konnten, was das Ganze immer panoptikumsartiger werden ließ. Irgendwann war ich für die drei Frauen mit meiner blondgefärbten Stoppelfrisur und weil ich Kunst machte nicht nur der Mann, der im Trend lag, sondern auch immer die guten Ideen hatte, und dafür gaben sie mir jedesmal, wenn ich hinkam, einen aus. Manchmal haben wir dann noch bis morgens um fünf dagesessen und ich habe mitgeholfen sauberzumachen. Die besuchten natürlich laufend andere Diskos, um auf neue Ideen zu kommen, und immer wieder sprachen sie davon: »Ja, jetzt wird alles umgebaut und renoviert. Alles ganz weiß. Der ganze Krempel kommt raus!« Mit Krempel meinten sie all die Dreschflegel, Schiffe in Flaschen, Wappen aus Plastik, Kanonen, Spinnräder, Starposter, Gipsgrotten, Western-Panorama und falschen Yucca-Palmen. Aber sie hatten nichts zu sagen. Bestenfalls erlaubte der Vater ihnen, noch mehr dazuzukaufen. Z.B. die größte Laseranlage Europas, die aber wegen der getäfelten Wände und den ganzen Ecken und Winkeln überhaupt nicht zur Wirkung kam.

Der Eier-Schleich heißt so, weil er noch einen Eiergroßhandel hat, ein Eiergeschäft, das er von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr morgens betreibt, wo er schon mal einen Tausender täglich mit verdient. Der Eier-Schleich beschäftigt schon seit Jahren einen Architekten für alle Um - und Anbauten.

Im Sommer hatten sie mal wieder angebaut – eine zweite Tanzfläche, mit Marmor und Spiegeln und einem schmiedeeisernen Gitter drumrum. Und dann kamen sie auf die Idee, quer durch die Disko eine in die Decke versenkbare Trennwand einzubauen, die heruntergelassen werden konnte, wenn es mal nicht so voll war und man mit dem halben Raum auskam. Diese Trennwand wollten sie bemalen lassen. Sonnenuntergänge sollten da rauf. Anette sagte mir, ich solle doch mal den Architekten anrufen, vielleicht könnte ich das ja übernehmen, was ich denn dafür haben wolle? Hab ich gesagt, so ungefähr 100 Mark für den Quadratmeter. Das fand sie natürlich wieder viel zu viel. Aber die Nummer vom Architekten hat sie mir trotzdem gegeben und der war dann ganz froh, daß er jemanden hatte. Und 100 Mark für den Quadratmeter hat er mir dann auch gezahlt, es waren aber nur 30 Quadratmeter. Der Schleich war ganz enttäuscht, als ich ihm sagte, ich spritze das Bild (eine Diskoszene mit einer Sky-Line im Hintergrund), er wollte es lieber mit Pinsel gemalt haben, weil er mal im Fernsehen gesehen hatte, wie irgendwelche schwarzen Jugendlichen mit Farbspray-Dosen eine New Yorker U-Bahn völlig versaut hatten.

M: Manchmal bekommt man Aufträge, die einen verbittern, bei der Kunstkritikerin Hilpolt zum Beispiel. Die kauft die Arbeiten der Kollegen und schreibt über sie, aber mich holt sie, damit ich ihr die Wohnung renoviere, da muß ich ihr die Wände neu anstreichen, damit die Arbeiten der Kollegen besser zur Geltung kommen. Dabei liegt meine einzige Gestaltungsmöglichkeit dann darin, daß ich bestimmen kann, wo der Nagel hinkommt, an dem die Bilder aufgehängt werden. So eine Frau, die ist natürlich als Kunstkritikerin über das Auge so hoch benetzt, im ästhetischen Bereich, das die mir genau sagt, wie ich das Grau der Wandfarbe abzumischen habe: »Ja, kein Rot reinmachen, das sieht man!«

L: In den Wochen davor hatten Manu und ich kaum was anderes gemacht als im Vogelsberg rumzufahren, von einer Kerb zur nächsten, von einem Dorffest zum anderen. Dabei waren wir irgendwann in Volkhartshain gelandet. Es war schon ziemlich spät, und nur noch der harte Kern hing an der Theke im Zelt. Schließlich sackte auch Manu weg, und übrig blieben der Ortsvorsteher Walther und ich. Da diese Kerbs immer öder wurden, machte ich ihm den Vorschlag, doch mal ein Straßenfest zu organisieren auf der Volkhartshainer Hauptstraße. Und er: »Was ist das denn?« Und ich ihm sofort die ganze Hippie-Schose erklärt – mit Non-Profit, und jeder macht das wozu er Lust hat, jeder Haushalt steuert irgendwas zu dem Fest bei oder läßt es sein, usw. Walther ist in der CDU, aber das hat ihm restlos eingeleuchtet. Er sagte: »Ja, das machen wir! Aber jetzt haben wir erst mal das Problem, wir machen ja bei der Ortsverschönerung mit, 'Unser Dorf soll schöner werden', da kommt dann ein Gremium, das sich aus Vertretern der regionalen Interessenverbände zusammensetzt, und es gibt einen jährlichen Wettbewerb, kurz und gut, die Kommission kommt am 28. Juli nach Volkhartshain und bis dahin muß alles topfit sein, d.h. wir haben noch eine Menge zu tun u.a. muß auch noch das Backhaus renoviert werden.«...

Er schaute lange in sein Bierglas und sagte dann: »Wenn du uns ein Bild an das Backhaus malst, dann machen wir ein Straßenfest. Alles-Non-Profit.« Der Ortsvorsteher sympathisiert übrigens jetzt mit den Grünen. Besoffen wie ich damals war, hat mir das auch sofort eingeleuchtet und ich habe zugesagt. Das hat sich dann langsam im Dorf rumgesprochen – »Was? Der malt ein Bild? Der kann doch gar nicht malen!« Erst einmal wurde das Backhaus neu verputzt, die Bänke gestrichen, Blumentöpfe hin und her gerückt, Zäune lackiert, Hecken gestutzt. Das meiste muß ja in Eigeninitiative geleistet werden.

Ich hatte mir ein paar Dutzend Kunstpostkarten geliehen und mich für eine Bauern-Idylle entschieden: Drei dickärschige Ährenleserinnen. Dann kam aber der Iduna-Versicherungsfritze an und wollte unbedingt ein Stilleben drauf haben – irgendsoein Bierhumpen neben einem vertrockneten Hering und einem Kanten Brot. Ein anderer wollte was ganz Modernes, und der Krankenpfleger Torsten, völlig bescheuert, ein jamaikanisches Panorama. Er ist ein absoluter Reggae-Fan und Kiff-Kopf. Ein paar Abende lang standen wir vor dem Backhaus und das halbe Dorf diskutierte biertrinkenderweise über das Motiv. Die Bauern sind morgens vom Backhaus weg nach Hause gleich in den Kuhstall zum Melken gegangen. Ich wiederholte permanent – wie der alte Cato: Das muß irgendwas mit Backen zu tun haben. Ich mal euch da eine Landschaft drauf, mit einem Getreidefeld und drei Ährenleserinnen.

»Ja, wann fängst du denn an?« »Wenn es dunkel ist!« Das hat sie schon mal sehr geschockt. »Wenn es dunkel ist, kann ich fünfmal schneller arbeiten.« »Ja, brauchst du noch irgendwas?« Hab ich gesagt: »Ich benötige kurz einen Traktor mit Frontlader, ein Gerüst und vielleicht noch zwei Leute, die mir kurz helfen.« Ich hatte schon mal angerissen, wie groß das Bild in etwa werden sollte und bin dann weggefahren, um ein Episkop zu holen. Als ich zurückkam, war es bereits dunkel und der Traktor stand bereit. Das Episkop habe ich auf den Frontlader gestellt und es damit auf die richtige Höhe gebracht. Der alte Opa Knieriehm ist auf das Gestänge vom Frontlader geklettert und hat das Episkop festgehalten. Dann habe ich die Postkarte druntergelegt und das Licht angeschaltet. »Das ist es. Das Bild ist fertig!« hab ich gemeint. Die haben immer noch nicht durchgeblickt. »Du willst uns verarschen, du Schwein!« Ich bin dann auf das Gerüst und habe die Umrisse mit einem Kohlestift nachgezeichnet. Das hat fünf Minuten gedauert. Ich habe ihnen dann erzählt, so würde man das heute meistens machen, ich hätte mich auch hinstellen können und das Ding mühsam in drei Stunden abzeichnen können. Das fanden sie schon mal sehr einleuchtend und modern. Und morgen würde ich dann mit dem Malen anfangen. Ja, wann ich denn an fangen wollte?« »So zwischen drei und halb vier nachmittags«, hab ich gesagt.

Am nächsten Tag waren sie wieder alle da, ich habe mich aufs Gerüst gesetzt und als erstes angefangen, den Himmel zu malen, irgendwie so mit dickem Pinsel und Farbe und damit rumgestrichen. Dann habe ich in diesen Himmel reingezogen, so ein bißchen mit Farben und dann mit wenigen schnellen Strichen, zack, zack, zack, Berge am Horizont, und dann fing ich an: da ein Haus, Heinrichs Haus, und noch eins, Walthers Haus, jetzt der Kirchturm, zack, die alte Schule, das Dorfgemeinschaftshaus, zack, zack, in zwei Minuten hatte ich das ganze Dorf gemalt, in der Ferne, nur mit so ein paar Pinselstrichen, während unten die letzten Skeptiker verstummten und alles begeistert war. Dann bin ich erst mal wieder runter und habe mit denen ein Bier getrunken. Bis zum Morgengrauen haben wir noch dagestanden und geredet. Ich habe jeden Tag höchstens drei Stunden gearbeitet, insgesamt vielleicht zwölf, es extra hinausgezögert.

Als das Bild fertig war, hat der von der Iduna einen Pressefuzzi geholt (einen, dem er mal günstig eine Lebensversicherung verkauft hatte) und der Journalist hat dann auch ein Photo gemacht und dann stand wieder was über Volkshartshain in der Presse und daß da ein Künstler das Backhaus gemalt hat. Dann kamen diese »Unser Dorf soll schöner werden« Kommissionäre und die waren voll des Lobes.

M: Ich bekam mal einen o Anruf von der katholischen Gemeinde in Gelnhausen. Die hatten erfahren, daß ich auch photographiere. Ein Kirchenauftrag, das ist ja toll, hab ich gedacht und bin gleich hingefahren. Wenn man mal einen Fuß in der Kirche hat, das zieht bestimmt noch weitere Aufträge nach sich. Kurz und gut, es ging darum, daß die ihre bunten bleiverglasten Kirchenfester aus dem 18. Jahrhundert oder so photographiert haben wollten. Wunderbar. Zuerst mußte aber eine Firma mit einem Spezialgerät kommen und die großen Schutzvorrichtungen aus Plexiglas vor den Fenstern abbauen, weil die störende Lichtreflexe warfen. Dann habe ich meine geliehene Hasselblad aufgebaut und photographiert. Zu Hause schrieb ich eine überzeugende Rechnung – über 3000 Mark. Eine Woche später schickte mir die Kirchengemeinde eine Spendenquittung in Höhe von 3000 Mark. Das war's. Und dann waren die auch noch katholisch und ich bin protestantisch. Seitdem bin ich auf Kirchenaufträge nicht mehr so scharf.

N: Mein wichtigster Auftraggeber, quasi ein Dauerauftrag, war Peter, der seit einem Jahr in Ober-Seemen eine KFZ-Werkstatt hat. Seine Frau war in einem Volkshochschulkurs von Manu, von daher kenne ich sie, und als Peter die Werkstatt eröffnete, habe ich ab und zu bei ihm getankt. Einmal meinte er, er bräuchte irgendeine Werbung für seine Werkstatt: »Du kannst doch malen, mal mir doch mal ein Bild auf die Garagentür, die ist so vergammelt, da muß Farbe rauf . Er hat dann so rumgesponnen, was man da alles aufmalen könnte: einen Rennwagen, einen Porno, Trucks mit irgendwelchen Tussis, die mit drallen Ärschen an der Straße stehen... Irgendsowas in der Art sollte ich machen, aber Geld gäbe es keins, er würde

mir dafür meinen Benz reparieren. Ich habe dann einen Scirocco von hinten gemalt und daneben eine dralle blonde Tankwartin, mit aufgerissenem Mund, die zwischen den Beinen einen Tankschlauch hält. Auf dem Original war sie barbusig, und jetzt mußte man irgendwie, man konnte ja da im Dorf nicht, die mußte halt was anhaben, ich habe ihr dann irgendsoein Hemdchen gemalt, ein nasses T-Shirt, mit dem sie noch nackter aussah. Irgendwo stand noch groß »Quick-Wash« drüber.

Ich hockte ab da jeden Tag bei ihm unterm Sonnenschirm und habe einen Espresso getrunken für eine Mark. Und dann habe ich ihm ein Schild gemalt, für seine Motoröle, ein Sonderangebotsschild, und dann noch eins für seine Spraydosen, und dafür bekam ich zwei Reifen von ihm oder einen Ölwechsel, also solche Geschichten. Ein Jahr ungefähr lief das so. Die einzig größere Sache war die Bemalung der Überdachung für die Zapfsäulen, eine anstrengende Überkopfmalerei. Ich hab aus der Überdachung eine Sixtinische Kapelle gemacht – mit der Erschaffung Adams, dem dabei ein Zapflhahn in die Hand gedrückt wird. Am Anfang hatten wir ausgemacht, ich brauche nur das Material zu bezahlen und ansonsten rechnen wir einfach seine Arbeitszeit gegen meine auf. Dann war aber plötzlich mein Benz alle naselang kaputt und er reparierte ihn, was zur Folge hatte, daß er sich laufend neue Malaufträge für mich einfallen lassen mußte. Also Kunst, keine AnstreicherArbeiten. Das sah dann z.B. so aus, daß er die Suzuki-Vertretung haben wollte und sich einen Suzuki-Jeep kaufte, obwohl er keine müde Mark in der Tasche hatte, und ich mußte ihm dann hinten auf das Blech, das den Ersatzreifen hält, ein Bild malen – einen Adler.

Ein paar Tage später kam dann schon der nächste Suzuki-Jeep-Besitzer und wollte ebenfalls ein Bild auf den Ersatzreifen gemalt haben, einen Mustang, für 200 Mark, was wieder soundsoviele Ölwechsel, kleinere Reparaturen bedeutete.

Als ich noch an diesem Mustang rumpinselte kam Toni, der Pizzeria-Besitzer aus Gedern zum Tanken vorbei. »Ach, wußte gar nicht, du prima Maler, mal mir ein Bild in Pizzeria«. »Klar, mach ich, Toni«, hab ich gesagt. Und bin dann ein paar Tage später zu ihm hin. Bei Tortellini und Thunfischsalat haben wir das Motiv diskutiert. Es mußte irgendwas Sardisches sein. Ich sollte ihm eine Pizza und Wein und sowas vor einer Landschaft malen und hatte schließlich die Idee mit dem »Abendmahl«, wo alle Jünger um eine Riesenpizza sitzen, knallbunt und jeder versucht sich da ein Stück rauszuziehen, ein Riesengewurschtel mit Pizza und Käse. Toni war absolut begeistert. Zuvor mußte Roberto aber noch die Wand neu verputzen und der war gegen das Motiv: »Das ist Gotteslästerung«, hat er gesagt, »das kann man nicht machen. Es kommt niemand mehr in deine Pizzeria, Toni,« usw. Das hat Toni derart verunsichert, daß er plötzlich was anderes draufgemalt haben wollte. Eine sardische Idylle habe ich ihm dann liefern müssen – mit seinem Großvater in der Mitte. »Das war große Bandit«, meinte Toni.

M: Schon seit längerem wollte ich mal eine Anzeige in die Zeitung setzen, daß ich Häuser bemale. Als mir dann das Geld ausging, habe ich das auch gemacht. Und dann kamen ein paar Anrufe. Eine Frau, die war ganz hartnäckig, hat mir die Ohren vollgesabbelt: »Ja, sie hätten ein Neckermann-Fertighäuschen, so langweilig, und sie wollte was Gotisches um die Fenster. Hab ich erst mal gedacht: Oh, verdammte Scheiße, was gibt das wieder für ein Ding? An ein Neckermann-Haus auch noch. Und dann fiel mir ein früherer Auftraggeber ein, bei dem hatte ich mal ein Buch gesehen: »Fassadenmalerei« – ein dickes, schönes Buch mit wahnsinnig vielen Abbildungen, das habe ich mir am nächsten Tag ausgeliehen und bin damit zu meinen neuen Auftraggebern hingefahren. Das Haus war von vorne ganz zugewachsen – mit so Zierbäumen: Wacholder, Lebensbäume, Zwergpinien und Krüppelkiefern. Verdammte Scheiße, wo soll ich denn da noch was hinmalen? Die Frau, mit gefärbten Haaren, machte mir gleich auf, sah aus wie sechzig, später hat sie mir erzählt, sie sei über siebzig, total behängt mit Klunckern. Im Flur hing ein Riesen-Barock-Spiegel, Stuck um die Türrahmen, alles in hellblau, das ganze Wohnzimmer so Neubarock aus dem Neckermann-Katalog, da sollte ich mich hinsetzen. Sie guckte sich das Buch an und rastete völlig aus. »Das ist ja so wahnsinnig schön. Und das ist ja noch viel schöner. Und das erst.« »Sie hätten das Buch nicht mitbringen dürfen, ich weiß jetzt überhaupt nicht mehr... Sie mit Ihrem künstlerischen Verständnis, Sie müssen das entscheiden...« Und dann rief sie ihren Mann und der mußte sich dann auch noch mal die ganzen 250 Seiten angucken. Ich hab denen erzählt, daß all diese abgebildeten Säulen, Balkone, Fenster, Putten, Türen und Bögen gemalt seien – bloße Fassadenmalerei. Und dann fing die Frau an: »Ach, ich wollte ja schon immer in einer Villa wohnen mit Säulen. Vielleicht sollten wir Säulen auf die Fassade malen?« Aber erst mal ging es darum, sie hatten gerade Heizöl gekauft und ich kam ganz ungelegen, sollte nur was ganz Kleines malen, nur was um die Tür, und später um alle Fenster rum, und er wollte immer noch Sankt Georg mit dem Drachen vorne neben die Eingangstür haben, und zwei dorische Säulen.

L: Man sollte mal darüber nachdenken, ob Kunst, ich meine jetzt vor allem Bilder, die man an die Wand hängt, ob man die nicht auf Krankenschein bekommen kann, daß ich also als Maler über die Krankenkassen abrechne. Die Bilder, die haben ja auch eine Langzeit-Wirkung, mehrere Jahre meistens, so lange eben, wie jemand sie in seinem Zimmer hängen hat, und dabei laufen jede Menge Auseinandersetzungen und Identifikationen. So ein Krankenkassen-Kunstmodell wäre jedenfalls weitaus besser als das holländische Modell, wo der Staat den Künstlern quasi ein Gehalt zahlt und dafür Bilder bekommt, die er in irgendwelchen Speicherräumen, kulturellen Zehntscheunen, abbunkert, wo sie vor sich hingammeln. In

Volkhartshain da war quasi eine Woche das ganze Dorf an der Malerei beteiligt, und die Bezahlung, die war dann ja das Straßenfest, das sie dann vier Wochen später auch wirklich gemacht haben, ein tolles Fest im übrigen.

Mein letzter Auftrag fädelte sich quasi am Faschingssamstag ein. Da hat ein bisher Unbekannter kurz vor Mitternacht in Volkhartshain drei Frauen umgebracht: Großmutter, Mutter und zwölfjährige Tochter. Ein fürchterliches Blutbad angerichtet, mit einem schweren Gegenstand und einem Messer. Der Täter muß barfuß gewesen sein. Man fand einen Fußabdruck. Die Polizei quartierte sich wochenlang im Dorfgemeinschaftshaus ein. Sie fingen an, alle Leute aus dem Dorf zu verhören. Zuerst den Schäfer, der nachts um ein Uhr auf der Straße gesehen worden war, er hatte seinen Sohn, einen Bäckerlehrling zur Arbeit gefahren. Der Täter hatte die Schuhgröße 44, deswegen schieden die meisten als unverdächtig aus, ich auch. Vor einem Jahr hatte die Familie das Haus der Oma väterlicherseits verkauft, weil die allein nicht mehr drin wohnen konnte. Die Oma hatte mit ihren 88 Jahren deswegen Selbstmord gemacht, im Dorfweiher, der nur einen Meter tief ist. Ein halbes Jahr später starb ihr Sohn an einem Herzinfarkt. Seine Frau verkaufte das Vieh und die landwirtschaftlichen Geräte, erst vor einigen Monaten den Traktor für 18000 Mark. Das Geld hatte sie nicht auf die Bank gebracht, im Gegenteil, sie hatte sogar noch was abgehoben. Die Polizei vermutete deswegen einen Raubüberfall, und der konnte nur von jemandem verübt worden sein, der von dem Geld wußte. Irgendjemand aus dem Dorf, aus dem Umfeld des Käufers oder jemand aus der Verwandtschaft. Das Haus war vom Täter völlig auf den Kopf gestellt worden.

Als man nach einer Woche noch niemanden verhaften konnte, wurde die Atmosphäre im Dorf gespannter. Jeder verdächtigte jeden, ja, viele fühlten sich selbst verdächtig, einige kauften sich Gewehre, andere schlossen nachts ihre Türen ab. Der Ortsvorsteher berief in seinem zum Partyraum umgebauten ehemaligen Schweinestall eine Dorfversammmlung ein. Er fungierte als Mittelsmann zwischen der Polizei im Dorfgemeinschaftshaus und den verwirrten Leuten drumrum. Die Polizei ließ Hubschrauber über dem Dorf kreisen, sie durchsuchte mit Leitern alle Dachrinnen. Als ich an der Tankstelle in Büdingen mal den Tankwart fragte, was es Neues über den Mord in Volkhartshain gäbe schrieb der sich gleich meine Nummer auf, meldete sie der Polizei und die setzten sich sofort auf meine Fährte. Ich war gerade auf dem Weg nach Frankfurt, wo ich einen neuen Auftrag hatte, ich sollte für eine Kaffeerösterei ein Firmenschild malen, für 400 Mark. Während der Beerdigung der drei Frauen auf dem Volkhartshainer Friedhof hielten sich die ganze Zeit mehrere Dutzend Polizisten in den Gebüschen versteckt. Die 18.000 Mark hatten sie am Tag zuvor in einem leerstehenden Zimmer im Haus versteckt gefunden. Vielleicht hatte der Täter das Geld auch überhaupt nicht gesucht, jedenfalls nicht das.

Als die Polizei mal wieder auf dem Hof war, redete ich mit ihnen darüber. Gleichzeitig bot ich mich ihnen als Phantomzeichner an, und bekam den Job. Sie zahlten mir 100 Mark für eine Zeichnung. Bis jetzt hat man zwar noch niemanden verhaftet, aber mein Honorar ist nicht vom Erfolg abhängig. Ich habe diese Phantomköpfe mit schwarzer Feder gezeichnet. Es war ziemlich schwierig. Die Kripo-Beamten kamen mir laufend mit ganz ungewöhnlichen Einwänden. Fast war es das Gegenteil von dem, was ich sonst so gemacht hatte: Eine möglichst genaue Kopie von einem verschwundenen Original anzufertigen, das vielleicht nie existiert hat.

Konkret 05/85, S. 82

Walter Ruggle, Walt R. Vian, Gustav Fröhlich

»Hierher mußt du schauen! Ich brauche dein Gesicht!«

Mündlich überlieferte Filmgeschichte: Gustav Fröhlich, 83, erinnert sich

Gustav Fröhlich: Also ich bin ja, wie Sie mich heute vor sich sehen, ein Fossil, etwas Übriggebliebenes aus einer wunderbaren deutschen Filmzeit. Und mit Schrecken sehe ich, wie so um mich herum die berühmten Schauspieler alle verschwinden. Vor kurzem ist mein lieber Kollege Paul Dahlke gestorben dann lese ich, daß Rudolf Platte – das sind Ihnen doch auch Begriffe, ja? – verstorben ist. Gustav Knuth ist auch noch von der alten Garde, aber der hat so viele gesundheitliche Schwierigkeiten, daß er sich ganz zurückgezogen hat. Neulich hab ich ihn besucht und dabei gefragt: Na, wie is es denn, Gustav? Sagt er: De Brust jeht noch, aber de Beene.

Also Heinz Rühmann und ich sind die letzten der alten Garde. Und vielleicht sind wir beide deshalb noch da, weil wir leidenschaftliche Freiluftleute sind. Rühmann spielt nun heute das berühmte Alt-Herren-Spiel Golf. Ich hatte das nie besonders gern.

Nun, Sie werden ja so gut wie alles wissen über diese paradiesische Stummfilmzeit, denn »Metropolis«, eines der Meisterwerke der Ufa, gehört ja auch zu dieser Epoche. Elf Monate Drehzeit. Das muß man sich mal vorstellen. Da hätte die Brigitte Helm glatt schwanger werden können – also das hätte direkt eine Gefahr werden können. Gottseidank war sie jungfräulich, und das ist sie geblieben, bis zum Schluß des Films.

KONKRET: Weshalb sagen Sie paradiesische Stummfilmzeit?

Gustav Fröhlich: Für Theaterschauspieler, die Proben gewöhnt waren und lange Texte auswendig gelernt hatten, fiel das plötzlich alles weg, wenn man zum Film kam. Da gab es Regisseure – Richard Eichberg war so ein Spezialist – die, um Zeit und damit Kosten zu sparen, überhaupt keine Proben machten. »Gleich drehen ist fesch, probieren ist feige«, lautete die Devise. Wir haben also gespielt und dabei gehorcht, was der Regisseur einem zurief. Bei Eichberg war die Hauptdarstellerin meist noch seine Frau: Tutti, geh da rüber, mach Plüschaugen, du bist jetzt erschüttert, mehr erschüttert, nicht so lahmarschig, Brust raus, ja so ist es richtig. Und dann in allen Sprachen denn die Schauspieler kamen ja aus aller Herren Länder – Jawolldoch Wang an Wang, cheek to cheek. Erwin fahr vor. Brustbild. Und jetzt streichle sie ganz lieb. Mensch, mit de left hand! De right hand seh ick doch nich von hier!

Für einen Schauspieler ließ sich in punkto Spaß und Sorglosigkeit nichts mit der Epoche des Stummfilms vergleichen. Man durfte freilich keinem Regiewüterich wie Fritz Lang begegnen der künstlerische Ziele verfolgte.

Fritz Lang war die Ausnahme. Er war ein Filmregisseur, der ein präzise Vision hatte. Lang hatte bestimmte Vorstellungen von jeder Szene – das war seine Stärke – , und die hat er unerbittlich, fast tyrannisch und manchmal sogar sadistisch durchgeführt. Unerbittlich ließ er die Aufnahmen wiederholen, bis alles so war, wie er sich das gedacht hatte. Und bei seinem Realismus, da war dann das Paradies zu Ende.

Aber man hat Langs Unerbittlichkeit anerkannt. Man hat gemerkt, der hat eine Vision und ist seinen Wünschen nachgekommen.

KONKRET: Lang hat auch sehr starke Bilder ausgearbeitet – etwa wie sie da an der Uhr schalten, nachdem sie den Arbeiter ablösten. Wie hat Fritz Lang eine solche Einstellung inszeniert, wie ging er da vor?

Gustav Fröhlich: Das hat er eben so oft gedreht – das spielte gar keine Rolle – , bis man echt erschöpft war. Lang hat das immer wieder gedreht, aus verschiedenen Winkeln auch, und sagte dann: Du bist noch nicht kaputt genug! Man spielt ja auch »kaputt sein«, sonst wäre man ja kein Schauspieler, könnte ja auch nicht »Othello« oder »Romeo und Julia« spielen, wenn man das alles im gleichen Tonfall durchzieht. Aber das war Lang meist nicht genug.

In einer Szene mußte ich auf eine Tür losdreschen, weil ich dahinter meine Geliebte gefangen glaubte. Ich stehe also da in meiner Arbeiterkluft, wollte es mir leichter machen, bin losgestürmt und hab mit den Füßen gegen die Tür gepoltert. Nein! das will ich nicht! Du mußt es mit den Fäusten machen. Mit den Füssen, das ist mir zu banal, zu banausenhaft. Das ist ein ganz anderer Ausdruck, wenn du das mit den Fäusten machst. Ich mußte die Szene so oft wiederholen, bis mir das Blut an den Handkanten runterlief. Dann erst war Lang zufrieden: Jetzt ist es richtig.

Aber es war auch eine schöne Zeit, und ich hab das elf Monate lang ertragen. Und das Resultat war, daß ich also in diesem Film des Jahrzehnts sozusagen die Hauptrolle hatte, plötzlich jemand war.

KONKRET: Fritz Lang hatte Sie damals vom Theater geholt.

Gustav Fröhlich: Ja. Die Regisseure mußten sich ja immer wieder in den Theatern umsehen, um Nachwuchs und neue Gesichter zu kriegen. So kam Lang auch in die Volksbühne und hat mich da also auch gesehen. Nach der Vorstellung hat der berühmte Regisseur dann Heinrich George in der Garderobe besucht: Ich habe einen großen Film vor, elf Monate

Drehzeit. Und zu mir, der ich auch dabei war, sagte er: Sie können auch mitmachen, ich hab sie heute gesehen, und ich denke, ich könnte da ein kleines Röllchen für Sie haben, einen der Arbeiter, einen der Revolutionäre. Dann ereignet sich einer der Schicksalszüge, denen ich im Laufe meiner Karriere immer wieder unterworfen war: Ich spielte also diese kleine Rolle, in der ich auch einige Szenen mit dem eigentlichen Hauptdarsteller hatte. Wir waren also miteinander konfrontiert, und die Drehbuchautorin Thea von Harbou, aber auch Fritz Lang dachten immer wieder, daß der Fröhlich eigentlich viel richtiger für die Hauptrolle wäre, die so ein sensibles, missionarisches Gehabe verlangte. Der reizende, weltläufige Kerl, der die Rolle innehatte, fühlte sich einfach nicht wohl, wenn er vor dem Mädchen niedersinken und anbetend zu ihr aufblicken mußte. Er hat sich ganz einfach innerlich dagegen gewehrt.

Lang und Harbou sahen, daß noch zehn Monate Drehzeit vor ihnen lagen und daß dies eine Katastrophe werden könnte. Deshalb haben sie heimlich in der Nacht Probeaufnahmen mit mir in dieser Rolle gemacht und dies der Ufa-Direktion gezeigt. Das war ja auch eine finanzielle Entscheidung, drei Wochen Arbeit wegzuschmeißen und neu zu beginnen. Aber die Probeaufnahmen müssen so überzeugend gewesen sein, daß alle ihre Okays gaben, und dann kam der Fritz Lang aus dem Vorführraum, wo sich das alles abspielte, hat mich in die Arme geschlossen und gesagt: Mein Boy, wir haben dich durchgefochten, und jetzt tue dein Bestes, damit niemand diese Entscheidung bereut. Und so bin ich in diese schöne Rolle reingekommen, habe die zehn Monate durchlitten und war dann ein gemachter Mann.

KONKRET: Wie frei war Lang bei der Ufa, welchen Einfluß nahm die Produktionsfirma auf sein Werk?

Gustav Fröhlich: Also Lang war die persona grata par excellence und konnte wirklich machen, was er wollte. In einer der Hallen war gerade ein Riesenbau fertiggestellt worden: diese große Maschine, die sich dann in den Moloch verwandelt. Lang trug immer ein Monokel, und er kam morgens immer, wie der Chefarzt in einem großen Hospital, mit einem Schwanz von Mitarbeitern, die alle aufpaßten, was der Meister gleich sagen würde, durch die Hallen geschritten. Lang, Monokel ins Auge geklemmt: Herr Röhrig – (Das war der Oberarchitekt; es war noch nicht Farbfilm, so daß der Grauton, in dem eine Dekoration gehalten war, eine wesentliche Rolle spielte.) Ja bitte, Herr Lang. – Was für einen Farbton habe ich hier in den Zeichnungen angegeben? – Ja, also, Grau, Chef. – Was für ein Grau? – Wie meinen Sie das? – Ich habe ein ganz bestimmtes Hellgrau angegeben, das ist für die Kamera, die Belichtung sehr wichtig. Warum ist das nicht gemacht worden? – Nun ja, wir dachten...? – So! Ich werde mich jetzt mit ein paar Szenen in der andern Halle beschäftigen. Sie werden das Ganze umspritzen auf den verlangten hellen Grauton. Dankeschön, meine Herren. Das konnte Lang sich leisten. Da wurde die Arbeit eingestellt und die ganze Dekoration umgespritzt.

KONKRET: Hat sich Fritz Lang bei seiner Arbeit vorwiegend auf die Hauptdarsteller konzentriert?

Gustav Fröhlich: Er kam immer wieder auf die Leute zurück, die er einmal ausprobiert hatte. Aber er hat mit den Kleinen genauso intensiv gearbeitet wie mit den Großen.

KONKRET: Und wie hat Lang die Massenszenen inszeniert?

Gustav Fröhlich: Auch die hat er genauestens dirigiert – es wurde eben probiert und gedreht, noch und noch, bis es klappte: bis Lang mit dem Ergebnis zufrieden war.

Gustav Fröhlich: Das Aufbrechen des Pflasters, das Durchbrechen des Wassers, diese technischen Sachen konnten erst bei den Aufnahmen durchgeführt werden.

Bei diesen Szenen hatte ich auch einen furchtbaren Streit mit Fritz Lang. Ich mußte mich – zwar auch durchnäßt und mit zerrissenen Kleidern, aber mit Schuhen an den Füßen – durch diese vielen Kinder, die mit nackten Füßen über den Asphalt liefen, durchdrängen zur Geliebten, die da oben auf dem Podest an dem Ding stand. Und während ich mich da durchzwängte, hab ich immer achtgegeben, daß ich den Kindern nicht auf die Füße trete. Lang hat wütend geschrien: Was schaust du nach unten, hier, hier oben mußt du hinschauen! Ich sag, ich kann doch den Kindern nicht auf die Füße treten. – Das ist egal! Die werden schon ausweichen. Hierher mußt du schauen! Ich brauche dein Gesicht!

KONKRET: Wie hat Lang mit der Kamera gearbeitet? Hat er sich etwa zu gleichen Teilen um die Schauspieler wie um die Technik gekümmert?

Gustav Fröhlich: Er hat ja den besten Kameramann beschäftigt, den es damals gab, Karl Freund – und sie haben zusammen auch viele neue Sachen ausprobiert. Auch deshalb dauerte es immer sehr lange. Lang hat etwa gesagt: Ich möchte gern, daß der Gustel da diese Treppe herunterkommt und an das Gitter hier stößt. Da werde ich reinschneiden, wie an anderer Stelle eine Wand durchbricht und eine Wasserwoge herauschlägt. Eine Art Explosion. Und diesen Effekt möchte ich im Bild nachempfinden.

Der Kameramann sagte, mein Gott, was soll man da machen. Dann haben sie die Kamera in eine Art Schaukel eingebaut und sie auf die fragliche Mauer zustürzen lassen. Für den Schnitt wurde nur das Stückchen verwendet, wo die Kamera vor- und schon wieder zurückpendelt. Das gab in der Tat einen Effekt wie ein Knall – und solche Sachen haben sie sich laufend ausgedacht.

KONKRET: Lang soll sich später ein stückweit von »Metropolis« distanziert und vor allem seiner ehemaligen Frau die darin enthaltene Sentimentalität zugeschrieben haben.

Gustav Fröhlich: Das stimmt doch nicht, das ist ne faule Ausrede. Die beiden waren eine gemeinsame Arbeit gewöhnt, und die Drehbücher sind in langer Zusammenarbeit entstanden. Das Ergebnis war von ihm genehmigt. Thea von Harbou war, das stimmt, die Autorin sehr bekannter und beliebter Frauenromane. Manche Dinge in ihren Drehbüchern sind ja naiv, für heutige Begriffe.

KONKRET: Sie haben erzählt, wie sehr Lang auf einen bestimmten Grauton in der Dekoration Wert legen konnte. Jetzt ist Metropolis in einer neu vertonten und eingefärbten Fassung herausgebracht worden. Wie stellen Sie sich dazu?

Gustav Fröhlich: Mir ist das System der Einfärbung schon aus der Stummfilmzeit bekannt, das man Viragieren nannte. Man hat damals schon, um den Effekt zu verstärken, ganze Nachtszenen einfach blau viragiert oder Liebesszenen rosa, Frühlingsaufnahmen manchmal bräunlich gelb. Womit man also auch eine Art Farbwirkung erzielte.

Im übrigen werde ich mich folgendermaßen aus der Affäre ziehen: Ich bin farbenblind und unmusikalisch. Ich kann mir also kein Urteil erlauben. Mein Eindruck als Dilettant: dem Film ist in keiner Szene ein Schaden erwachsen. Es ist der alte, von Fritz Lang gestaltete und geschnittene Streifen. Die Musik, die damals (glaub ich) von Hubertus war, ist jetzt natürlich ganz anders – aber ich bin ja ein beweglicher Kopf, und das jugendliche Publikum scheint damit etwas anfangen zu können. Für mich grenzt es fast an ein Wunder, daß ein kinematografisches Meisterwerk so stark ist, daß man es auch nach sechzig Jahren noch ohne weiteres ansehen kann: Das ist ja eine tolle Sache.

Konkret 05/85, S. 86

Hannes Krauss

Bücher
Das Protokoll als Erzähler

Dieter Lattmann: Die Brüder. Roman. S. Fischer Verlag 1985, 470 Seiten, DM 38,-

Wenn von der Verknüpfung politischer mit literarischer Existenz die Rede war, mußten wir Bundesdeutschen immer ein bißchen neidisch nach Frankreich oder Italien schauen: die einen hatten ihren Malraux, die anderen haben den Moravia, und wir? Wir haben jetzt Dieter Lattmann. Sie erinnern sich? Lattmann hatte den VS mit aus der Taufe gehoben und saß dann ein paar Jahre als SPD-Abgeordneter im Bundestag. Nach zwei larmoyanten Bekenntnisbüchern über »Die Einsamkeit des Politikers« und »Die lieblose Republik« hat Lattmann jetzt einen Roman geschrieben. Nicht irgend einen, sondern den (laut Verlag) »authentischsten Familienroman der Nachkriegszeit«.

Es wird breit gesehen bei Lattmann, und es kommen immerhin 470 Seiten Buch heraus: übers Schicksal von drei Generationen der Familie Ristenpart und natürlich über die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts. Die Handlung kreist um das Leben zweier Brüderpaare. Zunächst sind da Julius und Johannes, beide im Ersten Weltkrieg schon Berufsoffiziere, im Zweiten dann Oberst bzw. General. Johannes ist in Stalingrad gefangen genommen worden, hat sich dem Nationalkomitee Freies Deutschland angeschlossen und später in der DDR niedergelassen. Julius kann ihm diesen Verrat am Offizierstum nie verzeihen. Mit seinen Söhnen wird er auch nicht recht glücklich. Cordt (Pfarrer) geht freiwillig in die DDR, Jonas landet als Studienrat (Deutsch und Geschichte) für die SPD im Bundestag und streitet sich nun immer mit Lorenz, einem erfolgreichen Kaufmann und CDU-Bürgerschaftsabgeordneten in Hamburg. Alle Familienmitglieder (außer den genannten gibt es noch Scharen von leiblichen und angeheirateten Verwandten), vorzugsweise aber die Brüder Johannes und Julius beziehungsweise Jonas und Lorenz, führen pausenlos Gespräche. Zunächst bei einem Familientreffen (gewissermaßen im

Plenum) alle durcheinander, später – anläßlich Dutzender von Rückblenden – zu zweit, allein oder auch zu viert. Sie reden über Gott und die Welt, Deutschland, die Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Widerstand, Krieg und Nachkriegszeit, Wiederaufrüstung und Ostermarsch, den 17. Juni und den Mauerbau.

Die Haltung, die durch alle diese Mono-, Dia- und Quadrologe klingt, ist ehrenwert, der Roman, der dem Leser zugemutet wird, entsetzlich. Ein Buch vom literarischen Rang eines Bundestagsprotokolls, nur langweiliger. Irritiert schon die Unbekümmertheit, mit der da einer vorgibt, deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts mit den Mitteln des Entwicklungsromans erklären zu können, so verwirrt die Einsicht vollends, daß dem, der das behauptete, diese Mittel völlig fremd sind. Erzählt wird im ganzen Buch nicht; dafür werden historische Fakten aufgelistet, die sich zu einer Art Buchhalterliteratur summieren. Diverse grammatische Regelverstöße mögen einem schlampigen Lektor angelastet werden; fürs fehlende stilistische Gespür und die schiefen Bilder ist aber der Autor verantwortlich. Und der hat immerhin Sätze geschrieben wie: *»Im Ernst ihrer Schöpfungskraft blickten manche Männer auf ihre Sprößlinge herab«* (beim Familienfoto). Vielleicht war ihnen gerade in den Sinn gekommen. *»Zeugen war auch Töten – auf siebzigjährige Distanz«* Über die Gefangenschaft berichtet Johannes Ristenpart: *»Ich habe reiflich nachgedacht, vor allem mußte ich mich erst einmal mit den Grundlagen antifaschistischen Handelns auseinandersetzen. «* Und seine Frau Gertrud pflegt zur selben Zeit im Internierungslager Kontakte wie diesen: *»Als der Unterricht zu Ende war, nahm Herr von Knobelsdorff Gertrud auf die Seite. 'Auf ihnen steht so vieles' sagte er. 'Ich wollte, ich wäre nicht ein alter Mann. Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen.' – 'Das tun Sie doch.' – 'O nein' sagte er. 'Was glauben Sie, ich war einmal ganz anders. Bäume konnte ich ausreißen, und nicht nur das.' – Gertrud fand sein Alter das Beste an ihm. Früher war wohl auch mit Knobelsdorff nicht gut Kirschenessen gewesen.«*

Lattmanns schöpferische Phantasie erschöpft sich im Erfinden aparter Namen. Mit denen läßt er seine Figuren allein; kein Erzähler weit und breit, der sie noch ein bißchen ausmalt oder ihnen gar mit einer spannenden Handlung auf die Sprünge hilft. Die Männer müssen immer reden (über sich und die Weltlage), die Frauen dürfen schweigen, weil sie so ausdrucksvoll schauen können: *»Als Henny auf die Terrasse kam, machte sie ein Gesicht als wollte sie uns einladen: Kinder, kommt in die Küche, ihr könnt den Kuchen probieren.«* Wenn die CDU-SPD-Brüder allerdings gar zu heftig diskutieren, greifen die Frauen ein: *»Ich stell ihnen dann Krebssuppe oder Matjes hin, sie haben den gleichen Geschmack.«*

Menschen mit eigenwilligem Humor können sich vielleicht an der Arg- und Hilflosigkeit des Autors vergnügen. Mir wurde beim Lesen zweierlei klar: –

Warum einer, der seinen Romanfiguren keinen einzigen lebendigen Konflikt gönnt sich im Bundestag einsam fühlen mußte; dort stritten früher ja manchmal der alte Wehner und der böse Strauß richtig miteinander. –

Was noch alles an sozialdemokratischer Kultur auf uns zukommen kann.

Lattmanns Buch ist ein angstmachendes Beispiel für die Parlamentarisierung der Literatur (umgekehrte Versuche der Grünen sind auf jeden Fall unterhaltsamer). In den fünfziger Jahren hätte er dafür in der DDR bestimmt einen Nationalpreis bekommen. Inzwischen ist man dort allerdings anspruchsvoller geworden. Irgendetwas ist wirklich faul an der Konvergenztheorie. Der Roman ist die Strafe für alle, die Lattmann nicht mehr für den Bundestag nominiert und ihm auch keinen neuen Kultur-Funktionärsposten verschafft haben. (Das Beispiel H.C. Buch zeigt, wie durch gezielte Förderung solcher Karrieren der Buchmarkt entlastet werden kann.) Wenn das nicht drin war, hätten ihn die Parteifreunde vom Öko-Flügel wenigstens zur Lyrik überreden sollen. Dafür müssen weniger Bäume sterben.

Konkret 05/85, S. 87

Heinz Hug

Bücher:
Zehn Jahre Grausamkeit

Eduardo Galeano: Tage und Nächte von Liebe und Krieg. Autobiographischer Bericht aus Uruguay, Peter Hammer Verlag 1984 200 Seiten DM 14,80

Südamerikanische Zustände werden abgehandelt in »Tage und Nächte von Liebe und Krieg« des Journalisten und Schriftstellers Eduardo Galeano; er schrieb es im Anschluß an die Veröffentlichung seines weltbekannten Werkes »Die offenen Adern Lateinamerikas«. Allerdings ist dieser autobiographische Bericht keine der Chronologie entlang erzählte Geschichte; er ist vielmehr eine Sammlung von Stimmungen, Gedanken und Begebenheiten, deren zeitliche Einordnung oft schwierig ist. Es sind Eindrücke von Galeanos eigenem Leben und Werdegang, Überlegungen zur jüngsten Geschichte Lateinamerikas – einer Geschichte, die an anderer Stelle treffenderweise mit dem Titel »Zehn Jahre Grausamkeit« überschrieben wurde. Galeano beschreibt die Mechanismen der lateinamerikanischen Unterdrückung; er schreibt über politische Verfolgung und über Exil – sein eigenes und das seiner Freunde. Er berichtet von Begegnungen mit jenen Menschen, die das tragische Geschehen mitprägten bzw. kommentierten: Salvador Allende, Che Guevara, der salvadorianische Dichter Roque Dalton, der argentinische Erzähler Haroldo Conti und viele andere mehr – sie alle sind Verfolgte, sie werden umgebracht oder sie müssen ihr Land verlassen.

Von Galeanos eigenem Leben wird nur skizzenhaft berichtet. Wichtiger ist sein innerer Werdegang, ist sein Lebensgefühl, seine Motivation zu schreiben. So entsteht das Bild jenes Intellektuellen, der – wegen seiner kritischen und humanen Gesinnung von den Machthabern verfolgt – immer wieder versucht, der Gewalt der Diktatur zu trotzen. In ihm bleiben Mut, Anteilnahme und Empfindungsfähigkeit lebendig – nirgends wird dies so deutlich wie in seinen Landschaftsschilderungen und in seinen Erzählungen von der Liebe. Sie zeigen ein Lebensgefühl, das christlich-abendländisch, insbesondere protestantisch geprägten Menschen abgeht. Diese Lebensgier ist Galeanos Motiv. Seine besondere Solidarität gilt den Kubanern, die zwar ein Dasein ohne viel technische Zivilisation, aber auch ohne Gefährdung ihres Lebens führen. So wird Galeanos Werk zu einem Buch der Hoffnung. In einem Kontinent allerdings, wo Bücher gefährdeter sind als anderswo: »Von weitem sieht man die hohen Rauchsäulen aufsteigen.«

Konkret 05/85, S. 88

Notizen

Gegendenkmal

»Eines der schönsten Kriegerdenkmäler, das ich kenne«, befand der Wiener Professor Otto König über das umstrittene Hamburger Kriegerdenkmal, das ein anderer Wiener Professor, der Bildhauer Alfred Hrdlicka zu verschandeln droht. Der Klotz, um den seit 49 Jahren die Männer der deutschen Wehrmacht im Flachrelief marschieren (»Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen«), soll mit einem Gegendenkmal konfrontiert werden, dessen erster Teil, »Hamburger Feuersturm« genannt, am 8. Mai aufgestellt wird: ein aus dem Boden ragendes, bronzenes Hakenkreuzfragment, mit dem die Figuren der Zivilisten zu verglühen scheinen. »Hamburg hat. ähnlich wie Dresden eine Art Hiroshima-Erlebnis hinter sich. Ich möchte darauf hinweisen daß hier der Boden ist, wo der dritte Weltkrieg schon mit seiner Massenvernichtung von Zivilisten geprobt wurde«, so beschrieb Alfred Hrdlicka seine Intention für KONKRET (12/83). Oberfeldwebel Peter Dachsel vom Verband der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e.V. übt dann auch Solidarität mit der Kameradschaft der ehemaligen 76er und fordert im Hamburger Abendblatt: »Lassen sie unser Ehrenmal in Ruhe!« – Wenn es nun schon das Ihre werden soll, Herr Oberfeldwebel.

Apropos »Prince« I

Little Richards Leben, seine Zeit als Rock'n'Roll-Queen und Bibel-Verkäufer, biographisch aufgearbeitet von Charles White, ist soeben in London erschienen und wurde in Anwesenheit des Künstlers vorgestellt.

Apropos »Prince« 11

Leichenfledderei oder Besinnung auf die Musikgeschichte? In England wurde ein Video zusammengestellt, das in der Musikpresse als Rarität unter Raritäten gefeiert wird. »Jimi plays Berkely« schlachtet das Filmmaterial eines Westküsten-Konzerts von Jimi Hendrix aus und zeigt ihn mehr als Musiker denn als Berserker, der die Gitarre verbrennt und den Verstärker mit den Füßen bearbeitet.

Wahl-Versandschaften

Wer sich für die Interviews interessiert, die Dylan während seiner Europa-Tour '84 gab und sich an Dylans Nonsens-Antworten weiden will, kann jetzt in »I Got Nothin' To Say – 'specially about whatever was« nachschlagen. Das ist die aktuellste Publikation des Münchner HOBO Versand-Verlags, der sich auf Dylan-Publikationen spezialisiert hat. Im Laufe von fast zehn Jahren hat Peter 'Hobo' Hofmann ein Sortiment von 100 Büchern, verschiedenen Fanzeitschriften und vereinzelten Platten außer der Reihe (etwa in den USA erschienenen Singles mit wechselnden B-Seiten) zusammengetragen. Das Programm ist in einem 140-Seiten-Katalog genauestens beschrieben und bewertet.

Man findet Publikationen zum Einsteigen wie die Dylan-Biographie von Anthony Scaduto und Interpretationshilfen wie »Song & Dance Man« von Michael Gray oder Paul Williams' »Bob Dylan-What Happened«, eine Arbeit, die sich mit Dylans born-again-Christentum auseinandersetzt.

Für wissenschaftliche Arbeiter unentbehrlich: »Twenty Years of Recordinga von Michael Krogsgaard. Zu den Standardwerken für Sammler von bootlegs, outtakes, demos, basement-tapes und Livemitschnitten von Konzerten, Fernseh- und Filmauftritten gehören auch. »Bob Dylan: His Unreleosed Recordings« von Paul Cable und »The Great White Answers« von Dominique Roques.

Selbstverständlich sind alle Dylan-Texte unter der Münchner Adresse zu erhalten, auch Noten zur Gitarre und Hinweise für Mundharmonikaspieler: »Play your harp until your lips bleed«, heißt das entsprechende Bändchen. Auch der als »A Rolling Stone Press Book« 1984 in New York erschienene Bildband »Dylan« mit Texten von Jonathan Catt wird über HOBO ausgeliefert.

Das alles ist nur eine Auswahl und zugleich eine Antwort auf Fragen, die Uwe H. und mir wiederholt von KONKRET-Lesern gestellt wurden Woher wißt Ihr, was Ihr über Dylan wißt? Einen guten Teil haben wir von HOBO P. O. Bax 19 00, 8 München 19.

G. A.

Operation Mark Twain

Zyklen des bundesdeutschen Literaturbetriebs: jährlich im Sommer das Klagenfurter Autorenlotto, im Herbst der Buchträgerfriedenshandelpreis, wöchentlich dann der Wechsel in der Spiegel-Tabellenführung zwischen Allert und Wybranietz und alle Tage das FAZ-Gedicht von U. Hahn.

Chancen, das Feuilleton in ähnlich einschläfernde Schwingungen zu versetzen, hat inzwischen der Zwist um die Rechte am Werk von Arno Schmidt. Seit drei Jahren dreschen die Schmidt-Erben und der S. Fischer Verlag mit Einstweiligen Verfügungen, gerichtlichen Anordnungen und Unterlassungsdrohungen milde aufeinander ein und halten zwar so den Autor im Gespräch, seine Arbeiten aber weiterhin unter Verschluß. Inzwischen haben sich die Rivalen nun wieder an den literarischen Anlaß des Streits erinnert: Der S. Fischer Verlag legte im Dezember 84 gleich drei Hauptwerke des Bargfelder Dichterfürsten wieder auf. Mitte März zog der Haffmans Verlag, der das Vertrauen der Erben genießt, nach und landete mit seiner »Zürcher Kassette« gleich einen Volltreffer: Die erste Auflage dieser ersten Gesamtausgabe des 1979 verstorbenen Einsiedlers Schmidt war binnen fünf Tagen vergriffen. Von der zweiten – nochmals 10.000 Exemplare, die in diesen Tagen erscheinen – ist bereits ein Viertel vorbestellt.

Weil sie mit Fischers nachlässiger Betreuung des Schmidt-Oeuvres unzufrieden war, hatte die Witwe Alice Schmidt 1982 alle Verträge mit dem Fischer Verlag gekündigt. Aber der mochte sich damit nicht abfinden und ging vor Gericht. Der Prozeß zwischen der Arno-Schmidt-Stiftung, auf die nach Alices Tod die Rechte übergegangen waren und die Mäzen Jan Philipp Reemtsma ins Leben gerufen hatte, und Fischers Anwälten geht weiter. Seitdem sind 95 Prozent der Schmidt-Texte blockiert, die Taschenbuchausgaben sämtlich vergriffen, und bis zum unabsehbaren Prozeßende ist auch keine Neuauflage zu erwarten, da Fischer sich vor Gericht frühzeitig selbst auf einen Verzicht festgelegt hat.

Im Dezember 83 schien ein Kompromiß in Sicht: Die Stiftung bot dem Fischer Verlag die Rücknahme der Kündigung und die Freigabe der alten, noch bei Stahlberg veröffentlichten Arbeiten Schmidts sowie eine Wiederauflage der Taschenbücher an. Als Gegenleistung sollte Fischer eine preisgünstige Studienausgabe zulassen. Fischer-Geschäftsführerin Monika Schoeller aber legte sich quer. Ein solcher Kompromiß, so die Holtzbrinck-Erbin unterstelle ein »Fehlverhalten« des Verlages »Zeit« und »FR« flehten die ineinander verhakten Kontrahenten an: »Gebt den ganzen Arno Schmidt frei!«

Und so geschah es. Freilich anders als erwartet. Nach Schmidt-Art (Freiheit und Frechheit unterscheidet nur ein Buchstabe, so der Ex-Mathematikstudent) präsentierte Verleger Gerd Haffman in einer »Nacht und Nebel-Aktion« und ohne den Buchhandel vorab zu informieren das (fast) komplette erzählerische Schmidt-Werk in einer achtbändigen Kassette zum Spottpreis von DM 80.-. Getarnt als »Operation Mark Twain« war die Edition in einer Schweizer Druckerei hergestellt und danach in die Bundesrepublik gebracht worden. Schon der Deckname hätte die verschnarchte Branche hellhörig machen müssen. Denn die Stiftung hatte auf der Buchmesse im vergangenen Jahr für die in Aussicht genommene Gesamtausgabe auch »Lieferungen in wohlfeiler Form« angekündigt und dazu ein Brief-Zitat von Arno Schmidt plaziert: »Ich schlug Mark Twain auf und los: Wenn ein junger Dichter in 10 Jahren nicht berühmt geworden ist, so kann er dies als sicheres Zeichen ansehen, daß die Natur ihn zum Holzhacker bestimmt hat.« Späte Genugtuung also für den Wortmetz A.S., aber auch für die Leser, die erstmals die gesammelten Romane und Erzählungen erhalten, in einer wunderschönen, sorgfältig ausgestatteten und nach den Vorstellungen des Autors neugesetzten Broschur-Ausgabe. Geboten werden auf 1.536 Seiten u.a. »Kaff«, die »Gelehrtenrepublik« und »Rasen und Porree« (die in Fischers Reprint allein schon DM 90.- kosten – dort allerdings als Hardcover), dann der »Leviathan«, »Das steinerne Herz« und »Brand's Haide«, »Kühe in Halbtrauer« und die »Antiken«.

Für den Herbst hat Jan Philipp Reemtsma Schmidts Briefwechsel mit Alfred Andersch angekündigt, und vom Frühjahr 1986 an soll dann die »Große Werkausgabe« erscheinen – alle halbe Jahr ein Band.

Im Sommer und Winter dazwischen könnte dann wieder Fischer hinlangen. Falls was bleibt.

M.K

Daß Rudolf Bahro seit seinem Besuch bei der Baghwan-Sekte in Oregon/USA oder eigentlich erst seit seiner Rede auf dem Hamburger Parteitag der Grünen im Dezember 1984 einen Hang zur Loslösung vom Irdischen hat, ist oft behauptet worden, und dennoch falsch. Höhere Dimensionen, die die schnöde Welt weit unter sich lassen, übten schon in jungen Jahren eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den damals noch in der SED organisierten Wanderprediger aus. KONKRET dokumentiert eine hierzulande bislang unbekannte Frühschrift des Meisters:

Rudolf Bahro

VERSE VOM ROTEN STERN IN MAJAKOWSKIS MANIER

Als der Fünfzack im Oktober aufging
über Petrograd,
da gehörte den Proleten
nicht viel mehr
als diese Stadt.
Und nicht höher
als die Mützen
roter Bürgerkriegsmilizen
reckte sich der neue Stern.
Gruß: an Alle! –
seine Sendung;
doch die Tage der Vollendung
fast noch Sage –
weltenfern . . .
Will da wer
die Segel streichen?
Allerdings,
sie steht noch niedrig,
unsre kantige Kokarde –
her mit einer höhern Warte
für das rote Flammenzeichen!
Wirklich,
das Niveau der Mützen
muß zu niedrig dafür sein.
Pflanzen wir den Feuerschein
hoch auf Moskaus Kremlspitzen!
Gut!
So reicht des Siegverkünders
Leuchten gleich bedeutend weiter. ..
Da, ihr Zweifler:
Schon beginnt er
höh'rer Häuser Himmelsreiter
Sproß um Sproß emporzuklimmen:
achtzig, neunzig, hundert Meter –
über allen Türmen steht er
die der Sozialismus schuf.
Und kein Halten!
Höher, höher
mit Motorendonnerruf
rot auf silbergrauen Schwingen

in die Himmel einzudringen,
brüderlichen Botengruß
allen Völkern überbringend!
Nun Genossen, hoch genug?
Mancher fetten Dollar-Krähe
unverschämter Aasgeruch
hält doch noch
dieselbe Höhe...!

Nachgedruckt auch ohne freundliche Genehmigung des Verlags des Ministeriums für Nationale Verteidigung. aus: Gerhard Wolf: Sputnik contra Bombe. Lyrik, Prosa, Berichte. Berlin 1958, ebenda

Sozialist: Michel Piccoli

Der französische Schauspieler Michel Piccoli ist fest entschlossen, auch künftig den französischen Sozialisten seine Unterstützung nicht zu versagen, obwohl eine solche Haltung wenig im Trend der Zeit zu liegen scheint. In einem Interview mit dem französischen Wochenmagazin »Le Nouvel Observateur« machte Piccoli deutlich, daß er nun der Sozialistischen Partei beitreten werde. Befragt, ob er so etwas wie der Yves Montand der Linken werden wolle, wies Piccoli solches Ansinnen entschieden zurück, zierte sich gar ein wenig, über Montands Rolle innerhalb der Neuen Rechten zu sprechen, bemerkte eher beiläufig, daß Montand nur ein reichlich gelehriger Schüler geworden sei von Lehrern, die sich nicht recht zu erkennen geben wollten. Piccoli, der aktiv in der Anti-Rassismus-Bewegung »Touche pas à mon pote« mitarbeitet, sieht seine Unterstützung der Sozialisten nur als folgerichtig an: »Meine Vorstellungen sind an der Macht. Ich habe eine Furcht vor dem Kapitalismus. Ich haben einen Horror vor allen Regierungen, die es in Frankreich seit Pétain und Laval gegeben hat. Man vergißt immer wieder Laval. Le Pen ist nicht der Nachfolger Pétains, sondern Lavals.« Laval, französischer Ministerpräsident während der deutschen Besatzung, wurde nach dem Kriege wegen seiner Kollaboration hingerichtet.

Whole holes in Hollywood

Nur weil wir jetzt wissen, daß Rosebud alles andere als ein Schlitten war, daß die Kennedys schon in den Zwanziger Jahren besonders brutale Beziehungen zum Film hatten, Alan Ladd im Alkohol ertrank, andere sich erschossen, zu Tode stürzten, erhängten undsoweiterundsoweiterundsoweiter, nur deshalb muß – wie es der »Spiegel« forderte – die Geschichte des Films gleich in großen Teilen umgeschrieben werden? Na, überhaupt nicht. Kenneth Angers »Hollywood Babylon, II. Akt« (Rogner & Bernhard über 2001) spielt sich als Geschichtsschreibung auf, die nur mit Geschichten eingelöst wird. Die Haltung des Autors zu seinem Gegenstand entspricht dem Zustand des Gegenstandes: pornografisch und prüde zugleich.

Immer Lustiger, immer froh

Die katholische Kirche in Frankreich läßt gegenwärtig kaum eine Möglichkeit aus, sich als Zensurbehörde gegenüber unliebsamen Filmen aufzuspielen. Nach den Aktionen gegen Godards »Je vous salue Marie« schießt sie sich jetzt auf Scorsese ein, der in Frankreich mit staatlicher Unterstützung Nikos Kazantzakis' »Die letzte Versuchung« verfilmen will. Der Erz-Bischof von Paris, Jean-Marie Lustiger gestand in einem Interview mit der französischen Zeitschrift »Paris-Match« immerhin ein, daß er beinahe von Godard gefilmt worden wäre. Der Schlingel hatte Lustiger nämlich aufgefordert, mit ihm über Gott und die Welt zu diskutieren. Lustiger, der sich selbst als einen Bewunderer der Filme des Provokateurs Godard bezeichnete, sagte erst zu und dann ganz schnell wieder ab, weil ihm nämlich dämmerte, daß er damit nur Werbung für den Film Godards schieben würde, den anzuschauen er sich weigert, weil, so die göttliche Begründung, er selbst kein Agent der Werbung sei.

München leuchtet

Wir befinden uns im Jahre 1985 n. Chr. Die ganze Republik verkauft seit dem 2. April das neue Sonderheft SEXUALITÄT KONKRET. Die ganze? Ein von unbeugsamen Rechtsanwälten beratener Pressegrossist, die Firma Jost in München, lehnte

die Auslieferung bisher ab. Sie hatte, so unser Vertrieb, »in letzter Zeit erhebliche Schwierigkeiten mit dem Jugendschutzgesetz«. Im Klartext: Weil das ganze Jahr über die Bundesbürger massenhaft durchs »Schlüsselloch« ins »Penthouse« u. ä. Machwerke schauen, wird das den Sittenwächtern ab und an und speziell in Bayern zuviel. Deswegen kommt SEXUALITÄT KONKRET 1985 im blau-weißen Zonenrandgebiet nur an die Kioske, die nicht von dem Grossisten Jost beliefert werden, also an wenige. Für alle Bayern und andere regional »Behinderte« verweisen wir auf die Seite 25 dieses Heftes.

Konkret 05/85, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Er nun wieder:

Auch hinter Gorbatschows Moratorium sind kräftige Fragezeichen zu setzen. Es stammt aus der Krabbelkiste der Kremlpropaganda.

Ach du kuter Kott ! (Dies Oratorium, Theo, stammt aus der Grabbelkiste der Gremlpropaganda.)

In der »Tageszeitung« beklagen zwei Redakteure »grüne Schwierigkeiten mit der Vergangenheit«:

Schierholz forderte ein »Greenpeace für Geschichte«, direkte gewaltfreie Aktion gegen die Kontinuität des Faschismus. Er verwies auf Beate Klarsfelds Ohrfeige gegen Carstens.

Den hat sie freilich um ein paar Jahre verfehlt, was die Aktion weniger direkt, aber umso gewaltfreier machte. Stattdessen traf Frau Klarsfeld – versehentlich? – die Backe des Herrn Kiesinger, woraufhin die Kongreßhalle einstürzte, was zur ersten Hausbesetzung führte, aus der dann die »Tageszeitung« hervorging, die grüne Schwierigkeiten mit der Vergangenheit beklagt.

Zwei Zitate aus einer Hausmitteilung des »Spiegel«:

Die Titelgeschichten zum Ende Andropows und zum Machtantritt Tschernenkos, so schrieb aus Washington Henry Kissinger, seien »das Beste, was zu diesem Thema gegenwärtig in irgendeiner Zeitschrift erschienen ist«. Autor beider Artikel war der »Spiegel«-Redakteur Fritjof Meyer...

Sozialdemokrat Meyer: »Ich halte eben die marxistische Gesellschaftskritik heute nur noch für anwendbar auf den Staatskapitalismus Ost.«

Marxist Meyer hat jetzt sogar ein ganzes Buch vollgemacht. Es heißt »Weltmacht im Abstieg – der Niedergang der Sowjetunion«. Ich bin schon irrsinnig gespannt, ob Kissinger es gut findet.

Weil auch der engagierteste Prämiensparer auf dem Weg zum Reichtum mal eine Mußestunde verdient hat, empfiehlt seine Zeitschrift, die perfiderweise im Namen trägt, was er nie erwerben wird: »Capital«, auch zweckferne Literatur, beispielsweise ein Werk der Journalistin Almut Hauenschild:

Die Bayerin von Geburt und aus Überzeugung hat den Journalistenberuf von der Pike auf gelernt und schreibt eine leichte, spritzige Feder. Da lautert der Schalk hinter jedem Komma, aber eben der Schalk, nicht die Bosheit.

Die lautert erst hinter dem Punkt, den der Rezensent da gemacht hat. Und was hinter den Fragezeichen und auf dem Gedankenstrich lauert, ganz zu schweigen von den Klecksen, die eine so spritzige Feder überall hinterlassen muß – ein Schalk, qui mal y pense.

Tage, die die Welt erschütterten:

Mittwoch: Wenn wir jetzt nicht..., gehen wir zugrunde... ein Stück Freiheit...

Donnerstag: Hundert Arbeitsplätze... Noch weitere hundert Arbeitsplätze. ..

Freitag: Wenn es um die Existenz geht... Von dem Giganten erdrückt... Der Preis für die Freiheit... Luft schaffen...

Samstag: Der Pressefreiheit eine Gasse...

Montag: Trotz aller Anfeindungen. . . Das letzte Stück Pressefreiheit... Treue halten... In der täglichen Schlacht

Ist Kriegsrecht verhängt? Wird auf dem Jungfernstieg geschossen? Fließt Blut in die Elbe? Noch nicht: Der Verlag der »Hamburger Morgenpost« bereitet die Leser darauf vor, daß der Verkaufspreis des Blattes um zehn Pfennige erhöht wird.

Wie oft hat man sie schon totgesagt, doch/Im Innern des Landes da leben sie noch:

Ein erschreckender Zug der orientalischen Mentalität wurde von Winston Churchill so gekennzeichnet: Die Leute dort sind Killer, keine Fighter. Die Ereignisse in Libanon und im Golfkrieg, wo die Luftangriffe beider Seiten zivilen und nicht militärischen Zielen gelten, geben ihm leider recht.

Die Luftangriffe beider Seiten im Golfkrieg und im Libanon? Ob sich der »Welt«-Redakteur P. Ranke das auch gut überlegt hat? Oder hat er die Kanaker einfach so satt, daß ihn nichts mehr hält – bis, wie man unter okzidentalen Fightern noch heute gerne sagt: bis zur kalten Vergasung.

Der Redakteur F. Raddatz hat eine »seltsame Lese-Erfahrung« gemacht:

Mit einer Gier (auch kaum erklärbar), mit der man sich gelegentlich auf Schokolade oder Rollmöpse stürzt, krempelte ich mein ganzes »Lese-Programm« um – nicht Bodo Kirchhoff und nicht Hans- Josef Ortheil und auch nicht Patrick Süskind: Ich mußte, wie unter Zwang, Gedichte lesen. Das, ich weiß wohl, schreibt man so nicht in eine Buchkritik hinein; das Beschreiben, wie und warum man welches Buch liest, gilt vermutlich als so unfein, wie wenn man beschriebe, man habe...nun ja,

sich auf einen Rollmops gestürzt? Nun ja, das schreibt man so nicht in eine Buchkritik hinein, das deutet man bloß fein an und zwar mit den drei Punkten, die im bürgerlichen Feuilleton seit mehr als hundert Jahren vieles, fast alles, nämlich immer nur das Eine, das Unfeine sagen sollen: Oh, Ihr Leser, auch ich habe meine wüsten Momente und bin durchaus nicht der sterile Schmock, den ihr in einem Angestellten des Herrn Bucerius vermutet.

Und wie zum Beweis, daß er ein toller Hecht ist, der sich vor Untiefen nicht fürchtet, druckt F. Raddatz mitten hinein in seine Buchkritik den Aphorismus eines Ernst Meister:

Gegen das Erleiden des Todes gibt es nur eine Rettung: zu sterben.

Ich kann die Wahrheit dieses Kunstwerks aus eigener Erfahrung bezeugen: Gegen das Jucken in der Nase gibt es auch nur ein Mittel – das Bohren.

Es muß etwa die 500. Paraphrase auf die ersten Worte des Kommunistischen Manifests gewesen sein, nach deren Lektüre ich mich entschloß, nie wieder einen Text zu lesen, der mir verraten will, ein Gespenst gehe um in der nordhessischen Knopfleistenindustrie. Ich bin also über die Zeilen

Ein Gespenst geht um im Verband deutscher Schriftsteller,

mit denen das Vorstandsmitglied E. Loest eine seiner gewiß bahnbrechenden Anklagen begann, nicht hinausgekommen, ahne darum nicht, wie die Dunkelmänner diesmal heißen. Aber was ich schon ahnte, weiß ich nun gewiß: Im Anfang der Schriftstellerei war das Wort. Und das ist zu Schiff nach Frankreich.

Ein Dr. Rudolf Schöttler, Professor in (oder für?) Bergisch-Gladbach, bricht sich in der »Frankfurter Allgemeinen« eine Lanze ab:

Die CDU ist nach langem Zögern über ihren Schatten getreten, die FDP hat sich ihren Prinzipien gemäß am weitesten aus dem Fenster gehängt.

Mensch, Schöttler, Professor, altes Haus! – Gibt's denn in Bergisch-Gladbach nicht *einen* deutschsprachigen Kollegen, der mal einen Blick auf Ihre Manuskripte werfen könnte, Sie Bilderschänder? Die »FAZ« kann Ihnen natürlich nicht helfen. Die Jungs dort wissen selber nicht, daß keiner über seinen Schatten springen kann und das Bild, in dem es doch geschieht, von der Illusion lebt, spontane Entscheidung und schnelles Handeln könnten sogar den Schatten übertölpeln. Aber ein Übertreten nach langem Zögern – das trifft ja den Nagel auf dem Daumen. Dafür zielt Ihr Bild über die Lage der FDP geradezu ins Schwarze. Wenn Sie vielleicht, bitteschön, die FDP gemäß ihren Prinzipien noch ein kleines Stückchen weiter aus dem Fenster hinaushängen lassen könnten...